Morgen

:: Zweiter Jahrgang MCMVIII ::
:: Zweites Halbjahr ::

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

:: Zweiter Jahrgang MCMVIII ::

:: Zweites Halbjahr ::

Heft 27 bis 52

Morgen-Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 9

Zweiter Jahrgang / Zweiter Band

Schriftleitung: Eberhard Frowein / Herwarth Walden

Inhaltsverzeichnis

Seite

Achelis, Theodor
Die sozialpsychologische Perspektive der Völkerkunde 904
Altenberg, Peter
Novembernacht 1689
Andrejew, Leonid
Die schwarzen Masken 1555
Groß-Schlemm 1550
d'Annunzio, Gabriele
Die Jugend 1260
Artzibaschew, M.
Das Weib 1385
Anonym
Das Fragezeichen des Ruhms . . . 1337
Die Schliersee'r 1407
Goethe 866
Memoiren einer Tänzerin 1649

Bahr, Hermann
Die Stimme des Bluts . . . . 1247 / 1275
Tagebuch . . . . 1094 / 1202 / 1492 / 1623
Balte, Fred M.
Leonid Andrejew 1567
Baudelaire, Charles
Raketen 1662
Bell, Konrad
Die Lektüre des Zaren 1212
Bernstein, Eduard
Londoner Eindrücke: Einst und Jetzt . 889
Bierbaum, Otto Julius
Böcklin 1638
Das Messer der Vernunft 1710
Goethe im kritischen Zerrspiegel seiner Zeit 1422
Yankeedoodle-Fahrt I 861
Yankeedoodle-Fahrt II 999
Yankeedoodle-Fahrt III 1052
Yankeedoodle-Fahrt IV 1117
Yankeedoodle-Fahrt V 1197
Yankeedoodle-Fahrt VI 1514

Seite

Yankeedoodle-Fahrt VII 1584
Zur Kritik der Kritik 1671
Biermer, M.
Sombart. Ein Brief 887
Bleibtreu, Karl
Der Humor in der englischen Poesie . 1018
Block, A. A.
Gedichte 1559
Blümner, Rudolf
Die neunzehnte Müllersche Uebung . 1573
Ludwig Wüllner 1469
Scheerbart und die Revolution . . . 1375
Brandes, Georg
Erinnerungen . . . . . 967 / 1064
Das moderne Drama von Robert F. Arnold 1037
Bredow, C. v.
Aerostaten 918
Groß und Wright 1238
Haldanes Fiasko 848
Vor hundertfünfzig Jahren 1075
Zeppelin V 1071
Brod, Max
Literat! Literat! 1635
Metamorphose 1712
Buchwald, Bruno
Balkankrisis und Börse 1408
Das Versicherungsmonopol 1179
Dernburgs Epigonen 1303
Der Stahlwerksverband 1222
Die Elektrobank 1039
Die Gesellschaftssteuer 1440
Die Hausse 1472
Die Kommunalbank 1104
Die neuen Steuern 1536
Deutsche Seeschiffahrts-, Hütten-, Zechenfrage 944
Elektrifizierung 1342
Englands Freihandel 1262
G. m. b. H. 1672
Kali-Exportmonopol 1578
Nochmals Reichssprit 1719

Seite

Provinzbanken 1639
Raky 912
Reichssprit 1504
Schulze-Delitzsch 1137
Solinger 1009
Terrain-Monopole 976

Carossa, Hans
Der Kranke 1458
Frühling 1336
Zauber 1239

Chronist, Der
Stilisten 1377

Dachs
Der Fall Liebknecht 1434
Die Balkankrise und der Morgen . . 1442
Eulenburg 1370

Dauthendey, Max
Der weiße Schlaf / Sieben Gedichte . 880

Dehmel, Richard
Anton von Werner und die Nationalgalerie 1570

Devis, Dr. Cécil
Zur Psychologie der russischen Intelligenz 854

Diot, J.
Politische Gedichte
Ballan 1440
Chinesisches 1609
Die Kamarilla 1719
Die Mainlinie 1222
Die Volksvertretung 1574
Ferien 944
Fragen 1179
Freiheit 1136
Gentlemen 912
Glosse 1103
In eigner Sache 1573
Jung und Alt 1374
Kesseltreiben 976
Ketzerpredigt 1504
Konstitution 1039
Luftschiffe 1472
Pro Patria 1639
Unser Kanzler 1535
Winter 1671

Domnauer, Erwin
Ich weiß es tief 1709

Döblin, Alfred
Die Witwe Steinheil 1711

Doenges, Willy
Das neue Kunstgewerbe in Deutschland 1298

Dungern, Dr. Otto Freiherr von
Die unmögliche Türkei 1047
Fürstentage 858

Dymow, Ossip
Im Schloßpark 1556

Eisner, Kurt
Brief an Martin 882

Ernst, Paul
Meroe 1134
Von der Kälte des großen Kunstwerks 1332

Erzberger, M. M. d. R.
Beiträge zur Geschichte des 13. Dezember 1906 . . . 1187 / 1227 / 1307
Reichsfinanzreform . . . . . 948 / 983

Eßwein, Hermann
Russische Lyrik der Gegenwart . . . 1568

Eulenberg, Herbert
Das Geheimnis der Frauen 1321

Ewald, Oscar
Philosophie des Geldes 1660

Fischers, Hanns
Zur Psychologie der Vortragskunst . . 1339

Flaccus
Professor Knatschke 1670

Flake, Otto
In philologos 1717

Fuyüan
Einst warst Du mir 1513

Geiger, Ludwig
Clarissa 1654

Geyer, Emil
Ein Dichter 1207

Glaser, Curt
Oeffentliche Kunstpflege 1636

Gogol, Nikolaj
Puschkin 1562

Goldbeck, Eduard
Anfang oder Ende? 1379
Der Markstein 1507
Die Kaiserei 1411

Gorki, Maxim
Eine Beichte . 1450 / 1478 / 1509 / 1543 / 1581 / 1615 / 1647 / 1680

Gottheil, Helene
Capriccio 1464

Gurlitt, Ludwig
Die Antike und wir 1113
Wieder eine Gymnasiastentragödie . . 900

Gutherz, Gerhard Franz
Vom Zweck in künstlerischen Dingen 1363 / 1397

Seite

Halpert, Dr. juris
Parlament und Staatsanwalt 1531
Hardekopf, Ferdinand
Abende . . . . . 1605 / 1668 / 1715
Des Wintergartens psycho-therapeutische Sendung 1534
Harnisch, Johannes W.
Des Kaisers Neuestes 1475
Politisches Glossarium . 1347 / 1443 / 1611
Präventivkriege 895
Hearn, Lefcadio
Yuki-onna 1420
Hille, Peter
Mariä Himmelfahrt 1678
Holitscher, Arthur
Der Feind in der Campagna 1357
Hübener, Erhard
1808—1908 / Gedanken zum Jubiläum der Städteordnung 1627
Hübner-Linck, Ellen
Prinz Leichtsinn 1098

Istel, Edgar
Spanische Volksmusik 1431
Jensen, Johannes V.
Cecil 1172
Jentsch, Karl
Die Wurzel des Uebels 1601
Vom Katholikentage 1151
Jezower, Ignaz
Potockis 954
Junker, W.
Konzertnotizen 1572

Kahlenberg, Hans von
Der enigmatische Mann 869
Kalischer, Siegmund
Der reiche Bankier Jakob Oppenheimer 1425
Kappstein, Theodor
Gedanken über Religion 1023
Kesnin-Bey
Kulturelles aus der Türkei 1154
Keßler, Harry Graf
Anton von Werner und die Nationalgalerie 1570
Kirchbach, Wolfgang
Der Zauberschuh 1123
Klinckowstroem, Graf Carl
Unbekannte Naturkräfte 1608
Koigen, David
Heidelberger Philosophentag 1231

Seite

Kolb, Annette
Memoiren 1465
Kronenberg, M.
Descartes und Faust 851
Kuropatkins Memoiren
1267 / 1315 / 1351 / 1382 / 1414 / 1446
Kurtz, Rudolf
Apotheose des Paria 1598
Bemerkungen zur Buchkunst 1670
Berlin 1471
Berliner Theater: Erotik 1404
Der Essay 1690
Max Halbe: Blaue Berge 1605
Metropolerinnerungen 1532
Peintre-Poètes 1427

Landauer, Gustav
Verwirklichung heißt die Losung . . . 1643
Was für Zustände 1539
Landsberg, Hans
Der Haß gegen die Kritik 1258
Landsberger, Artur
Humanität und Strafverfolgung im zwanzigsten Jahrhundert 1535
Irren und Girren 1183
Mutheſius und Goya 1470
Pro domo 908
Unbekannte Naturkräfte 1504
Von neuen Büchern 1574
Lasker-Schüler, Else
Albert Heine 1603
Charlotte Berend: Die schwere Stunde 1407
Der Derwisch 1683
Der Fakir 1495
Mschattre-Zimt, der jüdische Sultan . 910
Lehmann, Dr. E. E.
Englisch-deutsche Beklemmungen . . . 1081
Leonhardt, G.
Offener Brief an Professor Werner Sombart 1003
Leppin, Paul
Laterna magica 1593
Levenstein, Adolf
Aus der Tiefe . . . . . 1191 / 1293
Lipp, Dr. Franz
Eine echte Handzeichnung Leonardo da Vincis 1038
Litaipo
Japanische Gedichte 1700
Lux, Joseph August
Männer! Frauen! 1637
Preußische Beamtenästhetik 1500

Seite

Magnaud, Paul
Der Beruf und die Pflichten des Richters . . . . . 883 / 920

Méidjön
Wie rein der helle Mond am Himmel steht 1497

Mell, Max
Die Landschaft 886
Letzter Gang durch den Sommer . . . 1336

Mesch, Dr. Viktor
Die deutsche Presse und die Madjaren! 961

Meyer, F.
Die Deutsche Schiffbau-Ausstellung Berlin 1908 1140

Meyer, Richard M.
Herbert Eulenberg 934

Minimax
Der Kölner Männerbund 1437

Misanthrop
Die Andacht vor dem Schmutz . . . 1718

Mühsam, Erich
Bücher 1182
Vom Wirken des Künstlers 1100

Müller-Kaboth
Rudolf Wilke 1608

Münz, Sigmund
Frankreich und Rußland 1007

Meißer, Arthur
Berliner Schönheitssucher 1609

Notizen
An unsere Leser 843
Unser Preisausschreiben 947

Olitzki, Max
Konzertnotizen 1502 / 1533 / 1572 / 1607 / 1639 / 1669 / 1715

Pelletan, Camille
Der Zwischenfall in der englischen Marine 989

Poetzsch, Dr. Fritz
Geschlechtsvertraulichkeit unter Unverheirateten in rechtlicher Wertung . . 1111

Rickelt, Gustav
Schauspielerkongreß 1713

Root, Elihu
Die Sanktion des internationalen Rechts 979

Rubiner, Ludwig
Balalaika 1609
Debussy: Pelleas und Melisande . . 1533

Seite

Masken . . . . 1440 / 1471 / 1504 / 1574
Politisierung des Theaters 1637

Saizew, Boris
Dunkle Winde 1560

Salomon, H.
Die Gefährdung der Tierarten . . . 1524

Scharlitt, Bernard
Bernoullis Nietzsche-Pamphlet . . . 1400
Nietzsches Salomé-Affäre 1167

Scheerbart, Paul
Die Witzblattredakteure 1638
Es muß etwas getan werden 1696
Neue Landkarten 1536

Schickele, René
Der Fremde 939 / 971 / 1033 / 1058 / 1252 / 1285
König Lear 1300
Ninon 1435
Oaha / Ein Pamphlet 1371
Theater 1221 / 1261 / 1302 / 1337 / 1370 / 1603 / 1667
Theaternotizen 1437 / 1467 / 1501 / 1531 / 1571 / 1714
Varieté 1404

Schirmacher, Dr. Käthe
Warum ist die Frauenbewegung so arm? 1214

Schleer
Theater 1220

Schmitz, Oscar A. H.
Die deutsche Kultur und der Protestantismus . . . . . 1459 / 1486
Zur Formulierung des Deutschtums . 1675

Schnitzler, Karl
Bismarck 1011
Flotte Politik 1107
Glossen 844
In foro 915
Phänomenologie 1147

Schur, Ernst
Das Münchner Künstlertheater . . . 1702
Die Belgier 1374
München als Kunststadt . 1497 / 1528 / 1595

Schwarz, Otto
Wo liegt Hutten begraben 1340

Segantini, Gottardo
Giovanni Segantinis religiöses Empfinden im Leben und in der Kunst . 1043 / 1086

Shaw, Bernard
An meine Kritiker 1281

Silbergleit, Arthur
Prinzessin 1403

Seite

Simmel, Georg
Vom Realismus in der Kunst . . . 992
Zur Philosophie des Schauspielers . . 1685
Simon, Sigmund
Anmerkung zur Busch-Ausstellung . . 1406
Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte . . 1439
Leistikow 1638
Puppen 1573
Sezession 1716
Sombart, Werner
Offener Brief 965
Steindamm
Anzeigensteuer 1664
Stetten, Freiherr von
Ein dynastisches Drama 1633
Stirner, Max
Bazar 1523
Das widerrufliche Mandat 1367
Deutsche Kriegsflotte 1079
Die Marine 1260
Reich und Staat 1697
Strindberg, August
Buch der Liebe
1 / Der Lustgarten 1331
2 / Wichtiger Unterschied 1368
3 / Szene aus der Hölle 1369

Seite

4 / Symbolik des Wassers 1418
5 / Die mächtige Liebe 1458
6 / Karma 1520
In Bärwalde 1027
Mensch unter Menschen 1103

Tolstoi, Graf Leo
Einundzwanzig Briefe . . . . 1161 / 1240
Ich kann nicht schweigen 926
Tönnies, Ferdinand
Friedrich Paulsen 1170

Viator
Zur Phylogenese des Schamgefühls . 1707

Wartenberg, Carl von
Perspektiven 1579
Weinberg, Siegfried
Exceptio plurium 1630
Wolfskehl, Karl
Der Hubertusbrunnen 1701

Yüantzetzai
Japanisches Lied 1659

Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von Hermann Bahr / Otto Julius Bierbaum / Wilhelm Bölsche / Georg Brandes / Hugo von Hofmannsthal / Karl Jentsch / Richard Muther / Felix Salten / Karl Schnitzler / Werner Sombart / Frank Wedekind

Nummer 27 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark. Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 3. Juli 1908

An unsere Leser.

Mit dem ersten Juli trat der „Morgen" in sein zweites Jahr. Seine Entwicklung war eine stetig ansteigende und soll es bleiben. Die Auswahl aus der fast unermeßlichen, sicher dem Einzelnen unübersehbaren Flut dessen, was der Tag erschafft und stürzt, soll noch strenger werden als bisher. Und, wenn irgend möglich, werden wir neue, engere Verbindungen noch mit der Wissenschaft zu knüpfen versuchen. Auch das, was zur Stunde, ihren Schmerzen, ihren Sorgen gehört, soll künftighin mehr Raum auf diesen Blättern finden. Daß die Litteratur mit dem Besten, was uns zugänglich gemacht werden konnte, im nächsten Quartal erscheinen wird: bedarfs ausdrücklicher Versicherung? Und noch Etwas: ins Parteiwasser wird der „Morgen" auch fernerhin nicht steuern. Der Strom des Lebens ist so breit, seiner Wellen Spiel so farbenfroh und lendenlabend, daß wir die in dumpfer Stagnation abseits liegenden Tümpel überzeugungstreuer, doch myopischer Gesinnungstüchtigkeit auch fernerhin unberücksichtigt zu lassen fest entschlossen sind.

Die Entscheidung in der Preisnovelle hat sich, sehr wider unsre Absicht, verzögert, wird in diesen Wochen endlich aber erfolgen können. Die Fülle eingelaufener Arbeiten hat auch dem zähesten Willen zur Einhaltung des Ostertermins mit Erfolg getrotzt.

Wer mit uns weiter wandern will, soll uns willkommen sein.

Der Verlag. Die Schriftleitung.

Glossen.

Bombalobombare. Vor vierundvierzig Jahren erschien im Kladderadatsch ein Gedichtchen, dessen erste beiden Strophen also lauteten:

„Gestern bei den Offiziösen
Schöpft' ich aus der Wahrheit Quell;
Daß kein Wörtchen wahr gewesen,
Hör' ich heute offiziell.
Gestern dachten wir noch Wunder,
Wie das Blatt sei inspirirt;
Heute wird der ganze Plunder
Kalt und vornehm dementirt."

Ein liebliches Gedicht, das die letzten Wochen im Kopf wieder lebendig werden ließen; denn in den Schreibstuben der Offiziösen gabs seit den Tagen von Reval heiße Arbeit. Seit Monaten war man wieder dabei gewesen, dem Bürger zu erzählen, daß uns Tag vor Tag zwischen Früh- und Abendroth vom Himmel golden und glückverheißend die Sonne lache; so herrlich wie in den ersten Jahren der Reichswerdung. Jede Warnerstimme ward verlacht und der Störer seliger Lust und holden Truges mit rauhem Wort angelassen. Die Erinnerung an Algeciras war aus dem Gedächtnis der Meisten gelöscht; schlummerte in irgend einem dunklen Gehirnwinkel neben der an Olmütz; Swinemünde und Wilhelmshöh, Windsor, Venedig und Wien: die Feste jagten sich. Daß bei uns Alles zum Herrlichsten bestellt sei, wagte kaum Einer noch offen zu bestreiten; sogar die Herren Moltke und Eulenburg (der näher vor dem Herzog stand, als die Welt der misera plebs ahnt) profitierten davon. Da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, kamen die Affairen Tweedmouth und Hill, die zwei persönliche Niederlagen des Kaisers brachten und Verstimmungen schufen. Doch bald fing Hoffnung wieder an zu blühn. Nicht lange. Und seit den Tagen, da hier von der Reise des Generals Hamilton nach Petersburg und ihren ernsten, sehr ernsten Folgen gesprochen wurde, ists mit der Herrlichkeit und der lieblichen Trugkunst vorbei. Seither haben wir keinen fröhlichen Tag mehr erlebt, brachte jede Woche neue, unerwünschte Kunde; und der verantwortliche Lenker deutscher Geschicke hält die Zügel mit schlaffer Hand, läßt, leider, deutlich merken, daß er über die nächsten Ziele der Reichspolitik nicht mit sich im Reinen ist. Statt ruhig zu bleiben und nur dafür zu sorgen, daß wir für den großen Ernst einer sicher nicht mehr allzu fernen ernsten Stunde gerüstet sind, gerüstet bis zum letzten Trainsoldaten, wird die Welt mit bedrucktem Holzpapier beunruhigt und Friedensphrasen behelligt, die außer dem durch die Lektüre irreführten Reichsdeutschen kein erwachsener Mensch mehr glaubt; dem lieben Widerpart aber immer wieder die Arbeit erleichtert, und dem nicht vom Phrasendunst umnebelten Kopf Gaudys Spott ins Gedächtnis ruft: „Ihr träumt wohl, völkerlenzliche Trompeter, den grauen Zwing mit Phrasen umzublasen — Ihr irrt Euch, Kinder."

Ihr irrt Euch wirklich. Der graue Zwing besteht, und Reden nicht, noch Federstriche werden ihn sprengen. Der ewige Schalmeienklang hat sein Werden nicht gehindert, wird sein Sein nicht stören; doch wer zur Flöte greift, wo das Schreckhorn am Platze ist, treibt ein frivoles Spiel. Was soll das offiziöse Geschimpfe auf die, die den Muth und die Ehrlichkeit haben, die Dinge beim Namen zu nennen? „Ich

bin nicht der Ansicht der geehrten Herren, die gegen die Störung der öffentlichen Ruhe sind; mir gefällt ein Geschrei immer, wenn es einem Mißbrauch gilt. Die Feuerglocke um Mitternacht stört Euch im Schlaf, aber sie bewahrt Euch davor, im Bett zu verbrennen. Das Alarmgeschrei hinter einem Verbrecher beunruhigt die Grafschaft, sichert aber ihr Eigenthum." So sprach einst Burke, der noch leben wird, wenn Staub und Moder längst die Schmähgesellen deckt, denen jeder, der nicht wie sie an die allein selig machende Friedensphrase glaubt, zum Chauvinisten wird. Wer heute vorgiebt, leichten Herzens die Vorgänge rings um uns zu betrachten, ist ein Ignorant oder ein unredlicher Bursche. Und wer heute eine Politik befürwortet, die unsre Position von Mond zu Mond, Woche zu Woche verschlechtert, kann den Tag noch erleben, der ihm die Verachtung der Volksgenossen bringt. Niemand hat einen Präventivkrieg gepredigt; doch des ewigen Schwankens, ewigen Wechsels sind wir müde. Zeigt uns endlich ein Ziel, ein festes, Eures Strebens und schafft der Hoffnung endlich wieder Raum, daß wir noch wollen können und jedem Druckversuch von außen zu widerstehn noch die physische und sittliche Kraft haben. Worte helfen uns nicht, können nur schaden. Und den Kaiser laßt hübsch aus der Feuerlinie; er hat bisher mit der öffentlichen Meinung Europas nur unglückliche Gefechte geführt, nirgends seinem Worte Respekt, geschweige Geltung zu schaffen gewußt. In Döberitz sollen aus seinem Munde neulich die Sätze gefallen sein: „Es scheint, daß man uns einkreisen und stellen will. Das werden wir zu ertragen wissen. Der Germane hat nie besser gefochten, als wenn er sich nach allen Seiten hin wehren mußte. Sie sollen uns nur kommen; wir sind bereit." Die Worte sind bis heute noch nicht bündig dementirt und haben draußen wieder den denkbar ungünstigsten Eindruck gemacht. Wurden sie gesprochen: warum dementirt Ihr dann? Wurden sie nicht gesprochen: warum kommt nicht ein glattes Nein? Doch Niemand zweifelt ja, daß sie im Casino gefallen sind (an einem merkwürdigen Tag, der manchem Tischgenossen Erstaunliches brachte). General Gallifet, der tapfere Chevalier, sagte von ihnen: „Ces propos „militaires" furent-ils tenus? Je l'ignore. Ils seront, en tous cas, sans péril pour les pays autres que l'Allemagne." Und in der „France militaire", dem ersten Armeefachblatt Frankreichs, stehn die Sätze: Nul, au début, mêmes dans la presse officieuse allemande, ne les a contestées. Malgré leur caractère insolite et imprudent, — à cause de cela même, — elles parurent naturelles dans la bouche d'un souverain qui restera célèbre par ses retentissantes et si souvent provocantes manifestations. „On ne prête qu' aux riches", et le prêt, dans la circonstance, paraissait trop bien placé: on ne s'avisera jamais d'attribuer pareil discours à l'empereur d'Autriche, au tzar ou au roi d'Angleterre. Das Echo der Döberitzer Worte war noch nicht verhallt, und schon wurde es durch die Schlußsätze einer neuen, in Hamburg gehaltenen Rede übertönt. Daß der Kaiser das Bedürfnis empfand, sich auch öffentlich zu einer im engen Kreis gethanen, doch in die Oeffentlichkeit verschleppten Aeußerung zu bekennen, ist begreiflich, war vielleicht sogar klug. Wozu dementirt Ihr dann aber? Diese überall zu Tage tretende Kopflosigkeit ist das Irritirendste, dieses ewige Desaveu, das jedes Heute bei uns jedem Gestern ertheilt. Zum Ueberfluß publizierte noch Herr Mabilleau in der l'Opinion Aeußerungen des Kaisers aus dem letzten Sommer und erzählte, daß der Kaiser sich selber als Mutualisten bezeichnet habe. Darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. „Doch Solche, heißts in der „Göttlichen Komödie", die geboren sind, zu fechten, Macht ihr zu Priestern wider die Natur, Und macht zu Fürsten die, so pred'gen möchten, Und deshalb schweift ihr von der rechten Spur." Die Zeit, dem Worte etwas nachzudenken, scheint mir gekommen.

*

Politische Mechanik. In Persien richtet man sich für den künftigen Gang der europäischen Politik ein. Der Kasus liegt ziemlich einfach. Abd ul Hamid sieht, nicht ohne Sorgen, wie das Maschengeflecht der Großmächte sich enger und enger um den siechen Leib seines Reiches legt. Hört, wie die Erben sich ziemlich unverblümt über ihre Absichten und Hoffnungen unterhalten. England und Rußland haben sich geeinigt und versäumen keine Gelegenheit, dem Herrn der Hohen Pforte die Einheit ihres Wollens deutlich erkennbar zu machen. Der Franzose, der Italiener, der Grieche thut natürlich mit und das alte, immer von französischen Einflüssen abhängige Rumänien (dessen König nicht einmal sein Metzer Regiment mit Rücksicht auf Frankreich besuchen kann) desgleichen. Oestreich-Ungarn führt Herr von Aehrenthal sacht in den Conzern, was hier genau vor einem Jahr prophezeit worden ist. „Treue um Treue" schreiben jetzt unsre Offiziösen und zweifeln gewiß nicht, daß das schöne Wort Oestreich beim Dreibund hält. Was thun? Der blonde Germanenkaiser ist der einzige Trost, die einzige Stütze. Abd ul Asis? Sehr bedenklich, das ist richtig; doch bin ich schließlich wohl eine andre Anstrengung werth, als der Waschlapski vom Atlas. Auch habe ich ja keine andre Wahl; den muß ich mir warm halten. Also eine neue Bahnkonzession. Sie wird gegeben, und alsbald geht in Persien das Spektakel los. Deutsche Politiker, die natürlich postwendend auf jeden Schwindel hereinfallen, reden schon von den Sorgen, die man in Petersburg und London hat. Wundervoll. Als ob sich nicht beide eifrigst bemühten, sobald wie möglich zur faktischen Besetzung der gegenseitig garantierten Interessensphären zu gelangen. Und daß die Russen das Spektakel inszeniren, um den Engländern die Festsetzung am Persischen Golf zu erleichtern, spricht offenbar für starke Differenzen zwischen den Beiden . . . Das schöne Schauspiel kann sich noch manches Mal, wird sich bei jeder neuen Conzession wiederholen. Vorläufig hat Abd ul Hamid, aus dessen Reich allein sich Mohammed Ali Mirza eine Entschädigung holen kann, gesehen, daß Conzessionen an den blonden Freund nicht ganz gefahrlos sind. Und ernsthafte Politiker sind noch immer fest überzeugt, daß dem Reich Compensationen für Marokko in Kleinasien erblühen.

*

Der neue Dreibund. Fabius Cunctator an der Themse wäre heute ein Genie, Fabius Cunctator an der Spree ein Stümper. Rußland baut mit Macht an seinem Heere, ist heute für einen europäischen Krieg aber noch nicht zu gebrauchen. Die offensive Stoßkraft fehlt. Der Wille, dies zu ändern, ist vorhanden und der Geldgeber drängt. England eilt einer Enttäuschung entgegen, die dem liberalen Regiment wahrscheinlich ein Ziel setzt. Haldanes Armeereform ist gescheitert. Er bringt seine Viertelmillion Freiwilliger nicht zusammen, kaum die Hälfte. Und der Plan, den Herrn an der Seine sechs Divisionen zu senden, wenn die ultima ratio regis sich mit lautem Appell an die Republikaner wendet, ist erledigt. Vorläufig. Mit den Schiffen allein ist dem Franzmann aber nicht viel geholfen. Und Frankreich? In der „France militaire" fand ich neulich als eine in Saint-Cyr gestellte deutsche Aufgabe: „Version allemande. Auf der Nöhe, Südlich des Dorfes, veisammalte sich das Nauptquartier Nach Tagesaubruch und einer schlaflosen nacht. Doch verblieben wir fast alle während des größten Teils des Tages, da man vondieser stelle aus eine weite Ausſicht hatte. Nur auf putze zeit ritt unser general met uns uber die Straßer nact d . . . hinaus. Die Luft war glühend, der Boden hart, und uberall sah man noch sguren des gestrigen Kampfes. Das augrenzende Dorf nach Westen sie war un Laufe der hacht von den Osterreichern geräumt werden.

Es war der dringende Wunsch des Nerrführers, bereits heute den Kampf Winder Aufzunehmen. Aber die von zwei Keiters herbeigerufenen Truppen Konnters, so sehr sei sich auch austrengters, nur nach und nach eintuffen. Er brach schon der hachimttag herau, und nach immer incht wacen die zu einer zweiters Schlacht unen behrlichen Kräfte versammert."

Das ist trostreich. Sie sind noch immer, wie es scheint, die Alten. In der Redaktion des vornehmsten Armeeblattes Frankreichs sitzt kein Mann, der Deutsch kann ... Ein Dreibund. In einigen Jährchen sieht er anders aus. Und das Wort: „Auch was ihr unterlaßt, webt am Gewebe aller Menschenzukunft", ward zuerst in deutscher Sprache gesprochen.

*

Marokko. Wieder einmal. Wir saßen in eitel Wonne und sahen Marianne enttäuscht und müde den Rückzug antreten. Die Herren Pichon und Piquart hatten Reden gehalten, die man, nach unserm Druck für Resignation nahm, die in Wahrheit lediglich aber den Fortgang des Unternehmens ankündigten. Alles, wie es hier vorausgesagt wurde. Gehts nicht von der Küste aus, so gehts von der Wüste aus. Und Herr d'Amade zieht alle Truppen zurück. Einstweilen denkt er im Traum nicht daran. Seit hundert Jahren sehnt sich Frankreich nach Marokko. Alles, was in Paris eine Stimme hat, plädirt für die Fortsetzung der Aktion, die wahr machen soll, was sich einst schon Napoleon der Dritte erträumte. Auf wie guter Basis das englisch-französische Abkommen über Egypten und Marokko steht, lehrt der Brief des Earl of Clarendon an seine Königin. „22. Dezember 1856. Lord Clarendon bezeugt Eurer Majestät seine unterthänige Hochachtung. Er bittet unterthänigst einen Brief von Lord Cowley vorlegen zu dürfen, der über eine merkwürdige Unterhaltung mit dem Kaiser (Napoleon dem Dritten) berichtet, und der den Inhalt einer Depesche von Sir H. Seymour nicht unwahrscheinlich macht, in der er die Theilungspläne Kaiser Nicolais berichtete. Es ist seltsam, daß in beiden Fällen das Bestechungsobjekt für England Egypten ist. Der Kaiser der Franzosen sagte nichts über den Beuteantheil, den Frankreich beanspruchen würde, aber Seine Majestät meint Marokko, und Marschall Vaillant (der französische Kriegsminister) sprach zu Lord Clarendon von Marokko, als einer Nothwendigkeit für Frankreich, gerade wie die Amerikaner erklären, ohne Cuba nicht gesichert zu sein." Vor zweiundfünfzig Jahren! Bei uns sieht die Geschichte anders aus. Am 31. März 1905 garantiert der Deutsche Kaiser Herrn Abd ul Asis die Souveränität und die Unabhängigkeit des Landes. „Ich bin stets dafür einzutreten bereit." Am 18. Januar 1908 meldet der deutsche Vizekonsul Neudörfer in Rabat folgende Bestellung des Ministers des Aeußern, Abd el kerim ben Sliman, an Herrn Rosen, unsern Gesandten in Tanger: „Seine scherifische Majestät der Sultan hat unter Berufung auf die von Seiner Majestat dem Kaiser in Tanger abgegebenen Erklärungen der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß das befreundete Deutsche Reich nunmehr gegen das die Algeciras-Akte verletzende Vordringen der Franzosen in Marokko Einspruch erheben werde." Am gleichen Tage wie Abd ul Asis wendet sich mit der gleichen Bitte der Prätendent Mulay Hafid an die deutsche Regierung. Und die beiden Mulays erhalten, das ist das Humorvolle nach allem Vorangegangenen, wortwörtlich den gleichen abschlägigen Bescheid. Am 11. Oktober 1907 läßt Herr von Tschirschky nach Tanger melden: „Was die Europa-Reise der beiden Abgesandten Mulay Hafids angeht, so stehen wir auf dem Standpunkte, daß wir uns in die dortigen Thronstreitigkeiten nicht einmischen. Abd ul Asis ist zur Zeit für uns der einzige rechtmäßige Herrscher Marokkos. Abgesandte von einer

*

andern marokkanischen Persönlichkeit haben daher hier keine Aussicht auf Empfang.“ Ein paar Monate danach sind die Sendlinge Mulay Hafids hier und werden empfangen. Und da wundert sich noch jemand, wenn sich ganz Europa über uns wundert und unsre Politik auf keinen grünen Zweig kommt. Der General Orloff, der Rußland auf dem Pariser Congreß vertrat, pflegte, wie Edwin von Manteuffel erzählt, zu sagen, die ganze Kunst eines Diplomaten bestände darin, zu rechter Zeit zu schmeicheln und zu rechter Zeit einen Fußtritt zu geben. Es scheint, daß die Herrn der Wilhelmstraße dieser Theorie nahe stehn, sich aber in der Zeit nicht zu orientieren vermögen . . . Eduard weiß es besser und hat drum, nach Reval, sich rasch noch Herrn Théophile Delcassé zu Tische geladen. Karl Schnitzler.

Haldanes Fiasko. Von C. v. Bredow, Generalmajor z. D.

Wir stehen vor einem zweiten Zwischenfall Delcassé. Der erste — eigentlich bereits der zweite, wenn man seine Marokkopolitik gleichmäßig in Rechnung stellt — ereignete sich Ende Januar gelegentlich der Marokko-Debatte in der französischen Kammer. Ihn belohnte damals frenetischer Jubel — doch der vorsichtigere Pichon erntete das Vertrauensvotum. Jetzt hat der englische König den französischen Minister des Auswärtigen in partibus in längerer Audienz empfangen. Ausgerechnet zu einem Zeitpunkte, wo die Revaler Zusammenkunft die politisch Denkenden auf das höchste beunruhigt, trotz aller Friedensschalmeien der englischen Presse. Delcassé ist der Vertreter des sanguinischen Teiles des französischen Volkes und damit der Revancheidee. Diese aber hat offensiven Charakter. Alle Koalitionen, die darauf begründet werden, tragen daher auch offensiven Charakter — entgegengesetzt z. B. dem morschen Dreibund, der nur — so lange noch seine ungeteilte Macht bestand — rein defensiver Natur war, was er auch durch Lustren hindurch erwiesen hat. Will man der Welt eine Nase drehen und uns vorgaukeln, daß der neue Dreibund auch nur der Selbstverteidigung gelte, so ist damit der Empfang Delcassés beim König nicht in Einklang zu bringen. Wir Deutsche empfinden diese Handlung als einen Schlag ins Gesicht und lauschen in gewisser Beklemmung den Folgen, die eine derartige Interessenbetätigung nach sich ziehen muß, wie Blitz den Donner. Die persönliche Freundschaft, welche beide Männer vereinigen mag: warum sie in so spannendem Moment derartig zum Ausdruck bringen?

Der eifrige Vertreter der Marokkopolitik Delcassés, dem man zugleich — und wohl nicht mit Unrecht — die Patenschaft des Gedankens einer bewaffneten Unterstützung Frankreichs gegen Deutschland zuschreibt — Lord Landsdowne, der frühere Staatssekretär des Aeußern, äußerte Ende Januar, anknüpfend an den Besuch des deutschen Kaisers in England, im englischen Oberhause: Solche Besuche böten wertvolle Gelegenheiten zur Besprechung internationaler Fragen zwischen den Herrschern selbst und ihren Ratgebern und gäben den erlauchten Besuchern Englands die Mittel an die Hand, sich selbst ein Urteil zu bilden über den freundlichen Ton und das freundliche Verhalten des englischen Volkes. Und Lord Ripons Worte namens der Regierung tönten noch lieblicher. England, sagte er, habe Gelegenheit gehabt, dem deutschen Volke den denkbar besten Beweis zu liefern von seinem aufrichtigsten Wunsche, mit ihm in den freundschaftlichsten Beziehungen zu leben.

Und doch war alles nur leerer Wortschwall. Fallières glänzender Empfang, die historische entente permanente-Rede, Reval, Delcassé: der Etappenweg ist deutlich.

Die Tatsachen sprechen eine vernehmlichere Sprache, deren Eindruck sich niemand entziehen kann. Denn neben dem leitenden Staatsmann begleiteten den englischen Herrscher bei jener Zusammenkunft auch General French und Admiral Fisher, die Führer von Englands Heer und Flotte im Kriege. Und dann nimmt General French an den französischen Manövern teil, überzeugt sich von den Leistungen der französischen Armee, die nach wie vor noch immer fast allein bestimmt ist, die eventuellen Kosten einer agressiven Politik des neuen Dreibundes in erster Linie zu tragen. Denn noch ist Rußlands Neuorganisation nicht durchgeführt. Nur langsam und nur mit Teilen könnte es gegen Deutschland in Aktion treten bei den schweren Gegengewichten im Süden. Auf Englands Unterstützung aber auf der terra firma zu rechnen — das war ein schöner Gedanke. Vorläufig wird er ein solcher bleiben. Mr. Haldane will es zwar noch nicht zugeben, aber es ist doch so. Seine Armeereorganisation zerrinnt, bleibt ein Gebäude ohne Fundament. Denn das Fundament für das Auslandheer von 7 Divisionen war die Schaffung einer Heimarmee aus Freiwilligen von 14 Divisionen. Der praktische Erfolg in dieser Richtung aber ist ein voller Mißerfolg. An der Spitze der früheren Volunteer-Bataillone standen die Vornehmsten der Grafschaft: Großgrundbesitzer, Industrielle et hoc genus nobile omne. Sie erhöhten dadurch das Ansehen ihrer Stellung im politischen wie gesellschaftlichen Leben. Ihre Gefolgschaft an Angestellten und Arbeitern bildeten weitaus den größten Teil des Mannschaftstandes. Damals aber handelte es sich meist nur um gelegentliche Uebungen an freien Nachmittagen, Mittwochs und Sonnabends. Jetzt sollen außer wöchentlichen Exerzitien und gelegentlichen Schießübungen auch Uebungen in größeren Verbänden (camps) von acht- bis vierzehntägiger Dauer treten. Und im Kriegsfall eine sechsmonatliche Ausbildung. Dabei Verpflichtung auf vier Jahre bei dreimonatlicher Kündigung. Früheres Austreten bedingt eine Buße von 4 Lstr. Diese Zwangsjacke ist es, an welcher die Bestrebungen Haldanes, die Freiwilligen zur Landesverteidigung nutzbar zu machen, sie aus der bisherigen Soldatenspielerei überzuführen in eine ernsteren Zwecken dienende Art Schweizer-Miliz, scheitern. Denn die große Masse der Freiwilligen besteht aus besseren Arbeitern, die oft gezwungen sind, ihr Arbeitsfeld zu wechseln und ohne erhebliche Störungen ihres Erwerbes sich der Geldpönitenz nicht unterwerfen können und wollen.

Auf 230 000 Mann hatte man gerechnet. Bislang sind 100 000 Mann noch nicht erreicht. Füllen sich aber die Cadres dieser 14 Territorial-Divisionen nicht, so kann die Miliz nicht zur Auffüllung der Ausland-Divisionen in Betracht kommen. Das ganze Gebäude schwankt. Damit aber scheitert nicht nur der letzte Versuch, das englische Heer auf der Grundlage freiwilliger Beteiligung der Nation zu organisieren; es scheitern auch die Ersparniszusagen*) des liberalen Kabinets — und voraussichtlich dieses selbst. Ein unionistisch-konservatives Regime wird aber stets auf Lord Roberts Bestrebungen, auf die allgemeine Wehrpflicht zurückkommen. Denn der andere Ausweg, daß sich England von einer festländischen Politik, die das eventuelle Auftreten einer Offensiv-Armee auf dem europäischen Kontinent zur Bedingung haben muß, zurückzieht, und auf die innere Entwickelung seines gewaltigen Weltreichs beschränkt, scheint vorläufig ausgeschlossen.

*) 1906: 500 000 Lstr., 1907: 2 600 000 Lstr.

Und was dann? Niemals wird das englische Volk ohne zwingenden Druck gewillt sein, die Last der allgemeinen Wehrpflicht auf sich zu nehmen; nicht einmal in der Form der Miliz. Und es scheint ja doch, als ob dieser Form der nationalen Kriegsvorbereitung die Zukunft gehört. Für eine Nation, die keine Wehrpflicht kennt, bedeutet es immerhin einen Fortschritt — freilich: ohne Ersparnisse im Heeresbudget. Die schweizerische Heeresverfassung mag dann für die Infanterie vorbildlich werden. Nicht so für Artillerie und Kavallerie. Wer offensive Absichten hat, muß in diesen Waffengattungen stark und leistungsfähig sein. Nach Haldanes Entwurf soll das Territorialheer 135 Batterien erhalten, dazu die früheren Geschütze der Feldarmee, die mit einem Aufwand von 1000 Lstr. pro Batterie in Schnellfeuergeschütze umgewandelt werden sollen. Rechnet man die 72 Batterien der Feldarmee hinzu, so werdens 207. Und die Kavalleriedivision, die für den Auslanddienst stets fertig sein soll? Aus Milizreitern wird man sie nicht formieren können. Für ein gemischtes System der Wehrpflicht aber ist England der am wenigsten geeignete Boden.

So dürfte der Zusammenbruch von Haldanes Reorganisationsplänen das Rückgrat der Konservativen stärken und damit einen Wechsel des Kabinetts vorbereiten. Auch politische Folgen werden nicht ausbleiben. Denn das Milizsystem wird eine Minderung des politischen Ansehens Englands bei den Kontinentalmächten zur unabweisbaren Folge haben und England voraussichtlich dort als Machtfaktor und begehrenswerten Bundesgenossen herabmindern, vielleicht ausscheiden.

Sicher ist, daß England heute gar nicht in der Lage ist, seine Feldarmee von sieben Divisionen an beliebiger Stelle des Festlandes zu verwenden. Das Land würde fast wehrlos sein. Und ob der Gegner England Zeit lassen wird zur Organisation und Ausbildung seiner Menschenkräfte, das ist doch auch fraglich. Nach Haldane sollen nach erfolgter Kriegserklärung dafür 6 Monate verbleiben. Auch das ist nur eine recht vage Wahrscheinlichkeitsrechnung, durch die die Praxis einen dicken Strich machen könnte.

Anders liegen die Verhältnisse in Indien! Es ist ein vollwertiger Faktor, den hier Lord Kitchener, der bedeutendste General Englands, geschaffen hat. Geeignet zur Defensive, wie zum strategischen Angriff. Die 74 000 Mann englischer Truppen werden immer dem System der Werbung unterworfen bleiben müssen, wie auch die an 160 000 Mann starke Eingebornenarmee.

So erweitern sich die dualistischen Einflüsse, die sich einer einheitlichen englischen Armee-Organisation entgegenstellen je länger, je mehr. Geographische Situation, imperialistische Angriffspolitik, sie schaffen Schwierigkeiten, die in einheitlicher Organisation zu überwinden selbst einem Carnot nicht gelingen dürfte. Haldane wird der Führer aus diesem Dilemma auch nicht sein.

Vielversprechend begann der jetzige Kriegsminister sein Amt vor zwei Jahren mit einer Herabminderung der Effektivstärke um 20 000 Mann. Ganze Bataillone wurden aufgelöst. Damals sprach der König bei der Verabschiedung des 3. Bataillons der schottischen Garde die Hoffnung aus, daß es ihm oder seinem Nachfolger vergönnt sein möge, der Neubildung des Bataillons eines Tages beizuwohnen. Es mag nicht in so weiter Ferne liegen, denn auf dem Zukunftsprogramm der Torys steht in erster Linie die einheitliche Organisierung des britischen Weltreiches, der Chamberlain-Politik. Dazu aber muß das englische Schwert in Indien und im Stammlande scharf erhalten werden.

Descartes und Faust. Von M. Kronenberg.

Unter allen Denkern der Neuzeit gibt es keinen, welcher so den Faust-Charakter repräsentiert, und vor allen Dingen dem Goethe'schen Faust in seinen wesentlichen Zügen so nahekommt, als Descartes oder Cartesius, wie sein lateinischer Name lautet, der größte französische Denker und Begründer der modernen Philosophie. Er hätte Goethe geradezu als Modell bei der Konzeption seines Faust dienen können, und es ist merkwürdig genug, daß diese Tatsache, wenigstens so viel mir bekannt, in der bisherigen Faustliteratur noch kaum Beachtung gefunden hat.

Ob und inwieweit die Persönlichkeit von Cartesius tatsächlich Goethe bei seiner Faust-Figur vorgeschwebt hat, soll hier nicht untersucht und entschieden werden. Aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß dies der Fall war, und daß aus dem Leben, dem Charakter, der Denkart von Cartesius mindestens einige wesentliche Züge des verwickelten Charakterbildes stammen, das im Faust konzipiert worden ist. Goethe hat sich schon frühzeitig und lebhaft mit Descartes beschäftigt und diese eingehende Beschäftigung ja auch vielfach in seinen Schriften bezeugt. Neben den allgemeinen philosophischen und naturphilosophischen Anschauungen von Cartesius waren es besonders dessen Untersuchungen über die Lichtphänomene, welche Goethe stark beeinflußten, namentlich bei der Durchführung seiner Farbenlehre. Ist doch Descartes nicht nur in der Philosophie, sondern auch in der Naturwissenschaft, insbesondere der Mechanik und mathematischen Physik, Bahnbrecher gewesen, und so war er es, der seinerzeit die Gesetze der Lichtbrechung zum ersten Male aufgestellt und auch mathematisch begründet hat.

Jedenfalls zeigt zunächst schon der ganze Lebensgang von Descartes in seinen großen Zügen eine überraschende Aehnlichkeit mit der des Faust.

Descartes ist in seiner Jugend ein Jesuitenzögling, ein Schüler der berühmten jesuitischen Erziehungsanstalt zu La Flèche, gewesen. Er teilt hierin das Schicksal gerade der hervorragendsten unter den Denkern der Neuzeit, daß sie, welche dem freien Denken die Bahn brachen, in ihrer Jugend alle Gewaltsamkeit und Beengung durch das kirchlich-religiöse Vorstellen erfahren mußten. So war Kant ein Zögling des protestantischen Pietismus, Spinoza ein Schüler des jüdischen Talmudismus, und so Cartesius ein Zögling der Jesuiten.

Hier in der Jesuitenschule von La Flèche wurde Cartesius vor allem, ebenso wie es mit Faust geschah, mit einem ungeheuren Wust toten Wissens vollgestopft. Das entsprach ganz besonders der jesuitischen Erziehungsmethode, welche durch solche Beschwerung mit dem Ballast des toten Wissens die Flugkraft des freien Denkens umsomehr hindern zu können glaubte. Als sich das letztere dennoch schließlich bei Descartes regte, da war es in erster Linie jener Widerwille und Ekel gegenüber der toten Gelehrsamkeit, wie er in dem ersten berühmten Faust-Monologe dargestellt ist, der alle andern Einflüsse zurückdrängte und seine ganze Lebensempfindung so sehr durchdrang, daß er zum vollständigen Verzweifeln an allem Wissen, damit sehr bald auch zur Verzweiflung an sich selbst und am Leben überhaupt geführt wurde — wiederum ganz in Uebereinstimmung mit Faust, der alle Qualen dieses Zweifel- und Verzweiflungsprozesses durchlebte.

Als er anfing, sich wieder auf sich selbst zu besinnen, machte er zunächst einige tastende Versuche, um auf eigenem Wege seinem Erkenntnistriebe Bahn zu schaffen, aber es gelang ihm doch nicht. Dann warf er sich eine Zeitlang der Mystik in die Arme, und hantierte, wie nur irgendein mittelalterlicher Alchymist, wie auch Faust, wie Goethe selbst in seiner der Mystik und dem Wunder zugeneigten, von den Geheimnissen der aurea catena Homero erfüllten kurzen Jugendperiode, zwischen Retorten und Gläsern und geheimnisvollen Beschwörungsformeln und suchte mit Gewalt und magischer Kunst den Geist zu bannen, der ihm freiwillig sich nicht zeigen wollte. Sehr eifrig studierte er damals auch

die Geheimlehre der Rosenkreuzer, welche ja auch für Goethe im Mittelpunkte seines schönen Gedichtfragmentes „Die Geheimnisse“ stehen, und er versuchte, ähnlich, wie es später Leibniz tat, mit diesem berühmten Geheimorden selbst eine Verbindung anzuknüpfen.

Vor allem aber empfand er, ganz wie Faust, den Gegensatz des toten Wissens, mit dem er in seiner Jugend angefüllt war, gegen die Unmittelbarkeit des wirklichen Lebens. Und aus dieser Empfindung heraus entsagte er zunächst allem Wissen, aller Befriedigung des Erkenntnistriebes, ja allem höheren und idealen Wirken überhaupt, um sich zunächst einem reinen Genußleben hinzugeben. Er stürzte sich zunächst in den Strudel der Vergnügungen von Paris, er ließ sich ganz berauschen vom Weibe und von der Liebe, und durchlebte die wilden, zwischen Seligkeit und und Verzweiflung schwankenden Wechselfälle der vie amoureuse, — bis ihn nach einiger Zeit schließlich der Widerwille übermannte, als er sah, daß der Lebensdurst, der ihn erfüllte, auf diesem Wege nicht befriedigt werden konnte.

Da faßte er denn in seiner Verzweiflung einen kühnen Entschluß. Er wurde Soldat, ließ sich zuerst von den Holländern anwerben, trat dann als Offizier in das Heer Tillys ein, (es hatte damals der 30jährige Krieg begonnen) kämpfte in dessen Heer mit, durchzog ganz Deutschland und Böhmen, nahm wahrscheinlich auch teil an der Schlacht am Weißen Berge und ging ganz auf in dem wilden Kriegsleben der Soldateska jener Zeit. Dies alles tat er nicht aus Liebe zum Kriegshandwerk, sondern weil er erfüllt war von jenem Faustischen Drange, alles bloße Wissen hinter sich zu lassen, um das Leben nach allen Seiten, in allen seinen Höhen und Tiefen zu durchmessen. Er hätte, wie Faust, sprechen können:

Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit.

Schließlich vollzieht sich aber doch die Peripetie dieses Lebensdramas von Descartes in anderer Weise als bei Faust. Denn während der letztere bei der Tätigkeit in der Breite des praktischen Lebens beharrt und hier, indem er strebend sich bemüht, auf den verschiedensten Schauplätzen des Lebens tätig ist und, indem er anderen dient, auch das Rätsel der eigenen Persönlichkeit zu lösen sucht, so war für Descartes die Tätigkeit auf dem Welttheater und die Hingabe an das wildeste Lebensgetümmel nur eine Episode, welche er schon nach ein paar Jahren abschloß, um den Offiziersdienst zu quittieren, aller unmittelbar praktischen Wirksamkeit in der Breite des Menschenlebens überhaupt zu entsagen, und sich ganz der Einsamkeit eines tiefen und angespannten Denkens hinzugeben. Und in dieser Einsamkeit des Geistes, in welcher nicht nur die Einheit der Gedankenwelt, sondern auch die der Persönlichkeit allein gesucht und gefunden werden kann, ist er bis zu seinem Tode geblieben. So entsprach es dem Gesetze dieses Lebens. Denn inzwischen waren ihm inmitten seines wilden Soldatenlebens die Grundgedanken seiner Philosophie aufgegangen: Es war in einer sternklaren Nacht, als das Tillysche Heer bei dem kleinen Städtchen Neuenburg a. d. Donau lagerte, als Cartesius jenes Prinzip der eigenen und der modernen Philosophie überhaupt fand, durch welches er die alte Vorstellungswelt aus den Angeln hob. —

Wie er aber dieses Prinzip fand und durch alle Stationen eines qualvollen Zweifels, ja der Verzweiflung des Denkens hindurchging, ehe er sich bis zu ihm hindurchrettete, das zeigt wieder ein ganz und gar faustisches Gepräge.

Er begnügt sich zunächst ganz und gar nicht damit, an das Bisherige anknüpfend, lediglich eine neue Variation der Erkenntnis aufzustellen, sondern er greift echt faustisch, kühn an die Sterne, er durchmißt die Unendlichkeit, er will erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält, schauen aller Wesen Kraft und Samen und ferner nicht in Worten kramen“. Um aber das zu können, befreit er sich mit einer wahrhaft titanischen Kraft des Geistes von all und jedem Vorurteil, das ihn beengen könnte, von allem, was nicht er selbst ist, was ihn hindern könnte, ein reiner Spiegel

zu sein, der imstande wäre, das Weltbild in seinen Brennpunkt aufzunehmen und ganz unverfälscht zu empfangen.

Vor allem wälzt er zunächst von seinem Geist die ungeheure Last der Ueberlieferungen hinweg, welche die Entwicklung von Jahrtausenden auf die Seele der Menschen gelegt hat. Er schüttelt nicht nur den Trug der Sinne, die betörenden und verführerischen Gaukelbilder der Phantasie, die Täuschungen der Eitelkeit von sich ab, er befreit sich auch von all den Vorurteilen, welche die Meinungen der Menschen, die aus bloßem Interesse entspringen, erzeugen; er reißt sich los von allen Voraussetzungen des Glaubens, der Kirchenlehre, von jeder Autorität, auch der des Christentums, der Bibel, der Kirchenväter usw., um ganz auf sich selbst gestellt den Weltproblemen gegenüberzutreten. Zuletzt schüttelt er auch den lastenden Gottesbegriff von sich ab. Denn, wer und was ist dieser Gott, von dem die Menschen reden? Man weiß nichts von ihm, als eben dieses Gerede der Menschen. Man sagt, er sei und er gebe die Wahrheit, — aber warum bin ich dann immerfort in täuschenden Schein eingehüllt? Wenn er existiert und wenn er wirklich die Macht besitzt, die man ihm zuschreibt, ist er doch vielleicht nur ein Gaukler, wie es die Indier von manchen ihrer Götter annehmen, und betrügt er mich gerade dann mit täuschendem Schein, wenn ich die Wahrheit am sichersten zu besitzen glaube. Was ist denn Wahrheit? Welches Kriterium unterscheidet sie vom täuschenden Schein? Ist es doch nicht einmal möglich, auch nur das Träumen und das Wachen voneinander zu unterscheiden, wie es schon Calderon ausgesprochen:

Ach, in dieser Wunderwelt ist eben
Nur ein Traum das ganze Leben,
Und der Mensch, das seh' ich nun,
Träumt sein ganzes Sein und Tun.
Was ist Leben? hohler Schaum,
Ein Gedicht, ein Schatten kaum,
Wenig kann das Glück uns geben,
Denn ein Traum ist alles Leben,
Und das Träumen selbst ein Traum.

So ist also für Descartes zuletzt alles Wirkliche versunken: die Sinnenwelt, die Meinungen der Menschen, der Glaube, das Dasein Gottes, ja sogar das Leben selbst, das sich unterschiedslos mit dem Traum vermischt und gleich ihm sich in ein leeres Nichts auflöst. Er hatte, wie Faust, seinen Fluch allem Wirklichen und allem Seienden entgegengeschleudert, mit jenem Endresultat, das der himmlische Chorus mit den Worten ausdrückt:

„Weh', du hast sie zerstört, die schöne Welt,
Wir tragen die Trümmer ins Nichts hinüber."

Aber wenn dann der Chorus fortfährt:

Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf,
Und neue Lieder tönen darauf,

so zeichnet das auch den Grundzug des Cartesianischen Denkens, den Beginn seiner Philosophie wie des modernen Denkens überhaupt. Denn nachdem er mit der zerstörenden Kraft des radikalen Zweifels alles Seiende vollständig vernichtet hat, so ist es das, was im „menschlichen Busen" wohnt, das Bewußtsein in seiner Reinheit und Tiefe, wodurch diese zerstörte Welt wieder aufgebaut wird, um größer und schöner als vorher zu erstehen. Dieses reine Bewußtsein oder das Ich ist der feste Punkt, von dem aus die mittelalterliche Welt endgültig aus den Angeln gehoben wird. Nachdem der radikale faustische Zweifel alles Seiende zertrümmert hat, bleibt nichts Festes mehr übrig als — der Zweifel selbst, das Bewußtsein, das im Zweifel fast vergeht und in ihm und durch ihn doch erst wirklich wird und entsteht. Mit dem Satze: Cogito, ergo sum, als denkend (im Zweifel vorstellend) bin ich, das heißt erst im Denken, in der Tiefe und individuellen Einheit des Bewußtseins liegt mein Sein, und eben darin ist auch beschlossen das Sein alles Wirklichen überhaupt — mit diesem Satze beginnt die neue Zeit, wird der moderne Mensch und das moderne Bewußtsein geboren.

Zur Psychologie der russischen Intelligenz.

Von Dr. Cécil Devis.

Eigenartig in ihrem Wesen und ihren geschichtlichen Schicksalen ist die russische Intelligenz zwischen der ungebildeten, rohen Masse der russischen Bauernschaft und der geistigen Avantgarde der westeuropäischen Kulturländer wie auf einem Prokrustesbett aufgespannt.

Es handelt sich um eine klassenlose Intelligenz, die sich teils aus denjenigen Angehörigen des Adels, die alle Privilegien ihrer Klasse freiwillig aufgaben, teils aus den Emporkömmlingen des Volkes und des niederen Klerus gebildet hat. Beide: die gewordenen Demokraten, die Demokraten „aus Reue", und die geborenen Demokraten, vermischten sich und bilden das geistige Proletariat, die russische Intelligenz.

Es gab Zeiten des Volksromantismus — das Volk wurde von der Intelligenz idealisiert und mit allen möglichen Tugenden ausgestattet. Dann kam eine vorübergehende Ernüchterung — man wurde realistischer und sah die Macht der Finsternis im Volksleben, sah, daß das Volk roh und ungebildet, passiv und indolent ist. Aber man sah auch seine Leiden. Um dieser willen liebte man es und fühlte die Pflicht, es zu befreien, es zum Licht und zur Freiheit und wahrer Menschlichkeit zu führen. Seine Roheit entschuldigte man mit seinen schweren historischen Schicksalen: daß die Tataren über Rußland kamen und zwei Jahrhunderte wie eine finstere, barbarische Macht auf dem Volke lasteten und alle Keime der Kultur in ihm für Jahrhunderte erstickten — was kann das russische Volk dafür? Daß es eine Regierung hatte und hat, die, die nun so ist, wie sie ist, auch dafür machte die Intelligenz weder sich noch das Volk verantwortlich und glaubte weiter an die verborgenen Schätze und Mächte auf dem tiefen Grunde der russischen Volksseele.

Die Intensität und die Zähigkeit dieses Glaubens an die ursprüngliche, nur an der Oberfläche getrübte Schönheit der Volksseele haben etwas Verblüffendes und zugleich tief Rührendes. Ihr Gegenstück ist jene Ernüchterung, die sich gelegentlich bis zur völligen Verzweiflung an der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Landes und des Volkes, an seiner Kulturfähigkeit steigerte.

*

In ihrem kontemplativen, passiven, träumerischen Zug, in ihrer Neigung zur Selbstreflexion und Innerlichkeit reichen sich das Volk und die Intelligenz über die Köpfe der Regierung und der Beamtenschaft weg die Hand. Die Willensseite ist in beiden nicht ausgebildet: der schwärmerische Tatendrang, der romantische Tatendurst ist da, der kräftige Willensimpuls und vor allem eine ausdauernde, planmäßige Willensbetätigung sind noch ausgeblieben.

Die Regierung und die Beamtenschaft freilich, die wie ein Fremdkörper am Organismus der Nation erscheinen, hat sowohl den Willen als die „Taten" aufzuweisen — leider nur negativer Art: es ist der Wille zum Despotismus, es sind die Taten der Willkür. Die passive Geduld des Volkes scheint nur in diese gesetzlose blinde Aktivität sich verwandeln zu können. Es ist jene elementarische Form der Aktivität, die keine Bindung und Regelung, keine Fessel anerkennt und verträgt und jeder Berechnung spottet. Sie ist über jedes objektive Gesetz „erhaben", sie ist subjektiv—anarchistisch. Aber sie ist Kraft — und so schaltet und waltet sie in ihrer negativen, zerstörenden Mission über das Volk und über die Intelligenz.

Diese, mit ihrer demokratisch und weich-human empfindenden Seele an die leidenden Millionen des russischen Volkes festgeschmiedet, eilt demselben bloß mit dem leichtfüßigen Gedanken ein Jahrhundert voran — darin hält sie Schritt mit der Kultur des Westens.

Aber solche „platonische" Anteilnahme am westeuropäischen Kulturfortschritt ändert nichts daheim, und die Seele des russischen Westeuropäers verblutet am schreienden Gegensatz zwischen seinen Idealen und der russischen Wirklichkeit, zumal er an seiner Kulturarbeit, an der Bildung des Volkes brutal gehindert wird. Zwischen der Intelligenz und dem

Volke richtet sich die Regierung auf und reißt den Lichtbringern mit roher Gewalt die brennenden Fackeln der Aufklärung aus der Hand.

Aber auch an dem Volke selbst prallt der russische Intelligent zurück — sie verstehen sich nicht — der Kulturabstand zwischen ihnen ist zu groß, der Abgrund zu tief. So wird der russische Intelligent doppelt auf sich selbst zurückgewiesen.

Das Häuflein der Kulturträger hier, die Millionen der Kulturblinden dort — welches erdrückende Bewußtsein . . .

Die sensiblen, aufopferungsfähigen Intelligenten wurden, wenn sie nicht mit gebrochener Seele als durch die Macht der Verhältnisse Besiegte still weiter vegetierten oder nicht selbst zu Beamten wurden (von diesem Fall unten), früher zu politischen Sektierern und meist friedlichen Propagandisten ihrer Ideale; heute werden sie leicht zu politischen Fanatikern. Diese schaffen nichts — sie zerstören. Es ist wieder eine elementarische Form der Aktivität ohne Gesetz und Norm, einmal als die Reaktion auf die Willkür der Regierung und dann als „Gegenwurf" der schöpferischen Impotenz.

*

Die Kraft, die der russischen Volksseele innewohnt, ist noch keine zivilisierte, daher noch keine schöpferische. Sie ist noch nicht zur Positivität und zur Selbstbeherrschung durchgedrungen.

Die russische Psyche kannte bisher nur die Alternative: beherrscht werden oder beherrschen, tertium non dabatur.

So erklärt sich, daß der, der russischen Studentenschaft so vielfach gemachte Vorwurf oft zutrifft: als Student sei man verschwenderisch mit idealistischen Worten und idealistischen Taten, später aber, zum Beamten geworden, vergesse man beides.

Als Student ist er ein Unterdrückter gewesen, zum Beamten geworden, unterdrückt er daher nun seinerseits — es fehlt die Schule der Selbstbeherrschung in der Freiheit.

Mit durch den Mangel an dieser Schule erklärt sich auch der Extremencharakter des Russen überhaupt.

Er ist gewöhnt sich zu ducken, daher nehmen seine positiven Gefühle, wenn sie sich einmal Luft verschaffen, gleich ungeheuerliche Dimensionen und Formen an.

*

Bismarck hat das russische Volk ein weibliches Volk genannt. Wenn man in der Ausbildung der Gefühlsseite und der noch ungenügenden Entwicklung der Willensseite, im noch bestehenden Mangel an schöpferischer Kraft, in der Neigung zum Despotismus und Fanatismus, in dem Extremencharakter, in der Fähigkeit des passiven Ertragens, wie in der Fähigkeit der Hingabe und der Selbstaufopferung, in der Undifferenziertheit der Psyche und ihren mystisch-religiösen Neigungen — weibliche Züge par excellence sehen will, so ist das russische Volk in der Tat ein weibliches Volk.

Die seelische Undifferenziertheit ist auch dem russischen Durchschnittsintelligenten eigen — da wohnt noch alles eng beieinander. Der sozialutilitarische Gesichtspunkt beherrscht sein Denken und Fühlen, reine Sachlichkeit erscheint ihm verwerflich — Theorie wird nur um der Praxis willen geduldet.

Freilich dies ist sozial noch im höchsten Maße zweckmäßig: in einem Lande, wo die elementarsten Bedürfnisse der Millionen noch keine Befriedigung finden, müssen noch alle und alles in den „praktischen" Dienst eingestellt werden.

Dieses Motiv wirkt bewußt oder unbewußt und bedingt die Undifferenziertheit der Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, die Undifferenziertheit der ganzen russischen Literatur und die Ideologie der russischen Belletristik.

Zunächst die Struktur der Beziehungen von Mensch zu Mensch. Da fehlt die individualistische Selbstbehauptung und das Gefühl der Distanz. Der ganze Mensch tritt an den ganzen Menschen heran, und die jederzeitige uneingeschränkte Bereitwilligkeit, einander zu helfen, wird als etwas Selbstverständliches beansprucht. Die Differenzierung und

*

Sachlichkeit in den menschlichen Beziehungen sind noch nicht ausgebildet — man ist bedingungslos sozial und gefühlsmäßig.

Die intellektuelle Bildung, die Gelehrsamkeit, endlich auch die bewußte, absichtliche Pflichtmäßigkeit, alles Verstandesmäßige und Reflektierte setzt die russische Intelligenz und das Volksempfinden hinter die gefühlsmäßige Unmittelbarkeit der Moralität. Im Spontanen liegen ihre Werte.

Das geistige Leben Rußlands konzentrierte sich bis jetzt in den sog. „dicken" Zeitschriften, in welchen sich alles findet: der Roman und die Novelle, die Poesie und die Wissenschaft, eine literarisch-kritische Abhandlung und eine politische Umschau.

Der literarische Typus Rußlands ist der Publizist, ein literarisches „Mädchen für alles".

Tschernischewsky und Pissarjew, Dobroljubow und Bjelnisky, Herzen und Michajlowsky reagierten in ihren Schriften so ziemlich auf alle Ereignisse der Zeit, behandelten alle möglichen Probleme. Aber keiner von ihnen ist ausschließlich Literaturkritiker oder Soziologe, Nationalökonom oder Publizist im engeren Sinne des Wortes.

Der Roman von Tschernischewsky „Was tun?" ist „eine publizistische Abhandlung in belletristischer Form".

Michajlowsky verfaßte auch halbbelletristische Skizzen.

Gljeb Urspensky schrieb halbpublizistische Erzählungen aus dem Volksleben.

Der einzige wirkliche Philosoph Rußlands Ssolowjow war in seiner Publizistik vielleicht bedeutender als in seiner Philosophie.

Auch die russische Romanliteratur ist im höchsten Grade ein Reflex der Ideologie ihrer Zeit.

Die Bezugnahme auf die Ereignisse der Zeit ist die Forderung, welche die russische Intelligenz an ihre Gelehrten und Philosophen, ihre Dichter und Künstler stellt. Von dem subjektiven wie dem „objektiven" Geist wird die Dienstbarkeit der „Idee" gegenüber gefordert.

Ein Beispiel: Rjepin, der große Maler, der Stolz der russischen Kunst, war der Triumphator und allgemeiner Liebling, solange er das Volk an der Arbeit darstellte und so der „Idee" diente. Als sich aber in seinen Anschauungen eine Umwandlung vollzog, als er sich zum Prinzip „die Kunst um der Kunst willen" bekannte und gleichgültigere Sujets für seine Bilder wählte, ging seine Popularität recht erheblich zurück.

Das ideologische Postulat der russischen Intelligenz fand seinen verklärten Ausdruck bei Michajlowsky, der die Idee einer philosophischen Weltanschauung aufstellte, die die wissenschaftliche und die moralische Wahrheit in einer höheren Einheit zusammenfassen soll — und in seiner und Lawrows sog. „subjektiven Methode". Danach ist die Forschung im Gebiete der Soziologie und der Geschichte um so bedeutender in ihren Resultaten, auf je höherer moralischer Stufe der Forscher selbst steht, je fortschrittlicher er in seinen Idealen ist.

Die Ansicht Lawrows, daß der größte Gelehrte oder Künstler, wenn er sozialen oder politischen Indifferentismus an den Tag legt, kein Förderer der Kultur und des Fortschritts sein kann, ist die Ansicht der ganzen russischen Intelligenz.

*

Die russische Intelligenz ist im höchsten Grade ideologisch und sozial, aber sie besaß bis jetzt keine wirklichen Neigungen und keine erheblicheren Fähigkeiten zur Politik; denn daß das Politisieren noch keinen Politiker macht, wie das Philosophieren noch keinen Philosophen, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden.

Ein willens- und ein tatkräftiges Volk ist von Natur ein politisches Volk — die Selbstreflexion und eine gewisse seelische Passivität der Russen ist kein günstiger Boden für das im spezifischen Sinne Politische.

In dem vor kurzem erschienenen, sehr interessanten Werk von Boßjaniko-Kulikowsky, „Die Geschichte der russischen Intelligenz" (bis jetzt 2 Teile, Moskau 1907) wird in seiner Weise hervorgehoben, wie lange die politische Fragestellung in Rußland bei der Intelligenz überhaupt verpönt war.

Die sog. revolutionäre Tätigkeit der Intelligenten war eher sozial als politisch — für die Politik ist der Russe zu innerlich, zu ethisch gesinnt.

Die demokratische Bewegung der 60er Jahre negierte völlig die politische Fragestellung: angesichts der „reelleren" Interessen der hungernden Bauernmassen schien ihr dies eine akademische Frage zu sein. Die führende Intelligenz bekämpfte sogar die konstitutionellen Bestrebungen einiger Schichten des Adels: die Abhilfe erwartete man von den progressiven Elementen der Regierung.

So trug auch die sozialistische Bewegung der 70er Jahre keinen politischen Charakter, sondern näherte sich vielmehr dem Typus des religiösen Sektierertums.

Die russischen Intelligenten träumten, dem Volke die Souveränität auf sozialistischer Grundlage mit Umgehung aller konstitutionellen Verfassungen zu verschaffen.

In diesem „Ueberschlagen" der Konstitution sah man wiederum die Eigentümlichkeit der national-russischen Entwicklung, die nicht in den Fußtapfen Europas wandeln solle. Rußland werde auch kein kapitalistisches Stadium durchmachen, es werde kein Proletariat haben usw.

Durch das ganze geistige Leben Rußlands im 19. Jahrhundert zieht sich der Streit zwischen den Nationalisten, den Slavophilen und den sog. „Westlern" hindurch.

Unter den entschiedenen Westlern ragte in den 40er Jahren Turgenjew hervor, der auch die russische Gemeindeverfassung kritisch betrachtete, während sie für die Slavophilen, die Volkstümler und sogar für die radikalen Demokraten ein echt russisches Heiligtum war.

Turgenjew sah es klar, daß das russische Volk zu origineller Kulturschöpfung impotent war und verwies es daher auf die Kultur des Westens: die sollte man auf den russischen Boden verpflanzen und die unsinnigen Versuche, etwas Eigenes, Nationales hervorzubringen, einstellen — zunächst sich an der westeuropäischen Kultur bilden und zivilisieren und dann an die nationale Eigenart denken.

Der Streit der 40er Jahre lebte in den 60er Jahren wieder auf.

In den 90er Jahren wurde er zum Federstreit zwischen den Volkstümlern und den Marxisten.

Die Lehre Marxens hat unter der russischen Intelligenz eine ungemein große Anhängerschaft gehabt und hat sie noch. Sie weist als Geschichtsphilosophie viele Charakterzüge auf, die mit denen der russischen Intelligenz verwandt sind. Neben dem Demokratismus als der Liebe zum Volk, zum sozial tiefer Stehenden ist der oppositionelle Zug das Charakteristikum der russischen Intelligenz. Der letzte ist psychologisch durch den Mangel an schöpferischer Kraft und historisch durch die ununterbrochene Opposition gegen die Regierung begünstigt. Der Marxismus nun will eine strenge Wissenschaft sein, eine „Naturwissenschaft" der Gesellschaft und ist gleichfalls von einem starken Oppositionsgeist getragen; eben in seinem Streben, Naturwissenschaft zu sein, liegt schon ein oppositioneller Zug, der als solcher ihn für die russische Intelligenz, besonders für die russische Jugend, sympathisch machte.

Der Marxismus verwirft seinem Buchstaben nach die ethischen Gesichtspunkte als die bestimmenden, aber dem Geiste nach ist er von Humanität und ethischer Entrüstung getragen.

Der Marxismus will streng realistisch sein und ist doch utopistisch in seiner Idealisierung des Proletariats und der Zukunft.

Die Vereinigung dieser Gegensätze liegt auch der Psyche der russischen Intelligenz nahe.

Der Marxismus baut die Zukunft auf dem Proletariat — die die letzten sind, werden die ersten sein, und die russische Intelligenz trägt die Neigung zum Volke, zu allen, die „nicht haben", die leiden, die zurückgesetzt sind, tief eingegraben in ihrem Wesen.

Sie ist nicht nur demokratisch, sie ist sozialistisch — es ist ihr ernst mit der Gleichheit der Menschen.

*

Mit dem zwanzigsten Jahrhundert hat eine Krisis für die russische Intelligenz begonnen — sie ist in ein neues Stadium ihrer Entwicklung eingetreten. Die Richtung weist von dem jugendlichen auf den reiferen Typus hin. Andererseits aber treten bereits jetzt manche Symptome hervor, die vermuten lassen, daß der Schwerpunkt im geistigen Leben der russischen Intelligenz auch fernerhin nicht im Willen, sondern im Gefühl, in der religiösen Verinnerlichung und Hingebung und der warmen Humanität liegen wird.

Fürstentage.

Von Dr. Otto Freiherrn von Dungern.

Die seltenen Ereignisse im politischen Leben genießen wir heute wie eine leckere Speise. Es bleibt höchstens die Erinnerung an einen eigenartigen Kitzel. Von einem fruchtbaren Eindruck auf das Gedankenleben, von einem erzieherischen Vorteil für unser Anschauungsvermögen keine Spur. Das hat sich wieder einmal bei dem jüngsten Wiener Fürstentag gezeigt. Gut versorgte Blätter brachten es bis zu ein paar Rückblicken; die meisten fanden nur Phrasen, in denen allenfalls die Ahnung von dem sarkastischen Beigeschmack durchschimmerte, den das wahrhaft seltene Ereignis bekam, wenn man es historisch messen wollte. Wie wenig Beruf zu politischen Konferenzen haben unsere Monarchen! Im ältesten deutschen Reichstag saßen sie persönlich. Aber das Aufblühen des Beamtentums italienischer Schule in der Renaissancezeit hat die Fürstengesellschaft äußerlich zurücktreten lassen: Diplomaten nahmen ihre Stellen ein. Daß damit den fürstlichen Sonderinteressen besser gedient war, wie wenn die jeweiligen Herrscher persönlich sich über ihre gemeinsamen und Sonderinteressen auseinandersetzten, lehrt die Entwicklung des Absolutismus zu seiner höchsten Blüte gerade während der Periode, in der die Diplomatie italienisch-französischer Schule das Völkerschicksal in der Hand hielt: im 17. und 18. Jahrhundert. Das Theorem dieser Diplomatie war Gerechtigkeit. Berechtigung und Gleichgewicht waren ihre Schlagworte, und ihre geschäftliche Geschicklichkeit erschöpfte sich darin, die keckſten Wünsche individueller Machtgelüste eines kühnen Fürsten auf die ideelle Basis solcher Gerechtigkeit zu gründen. Ludwig XIV. und Friedrich der Große waren fürstliche Kraftnaturen, die so für sich arbeiten ließen. Die französische Revolution hat den Willen des Volkes an die Stelle des Fürstenwillens gesetzt. Damit hatte jene Diplomatie ausgespielt. Napoleon griff zu, wo er wollte und konnte, ohne nach Rechtstiteln und Gerechtigkeit zu fragen. Wo er eine Gelegenheit sah, brach er den Titel vom Zaun. Schon vor ihm war diese neue Art, Völkergeschäfte zu betreiben, in der englischen Diplomatie schüchtern aufgekommen. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts hat das neue Prinzip, das man als englische Schule bezeichnet und je nach dem persönlichen Standpunkt offenherzig oder brutal nennen kann, gegolten. Unter der Herrschaft dieser Grundsätze mußte die Persönlichkeit der Fürsten wieder mehr hervortreten. Die einzelnen Fürsten spielen äußerlich als Leiter des Volksgeschicks seit der französischen Revolution eine größere Rolle wie vorher in der Periode der dynastischen Politik. Im internationalen und im inneren deutschen Leben. Das zeigt sich in zwei Kongressen deutscher Fürsten im 19. Jahrhundert. Wenn wir die Lage zur Zeit dieser beiden Kongresse mit dem Bild der Wiener Zusammenkunft vergleichen, fällt ein interessantes Licht auf die neueste Gestaltung des Ausgleichs von Völkerinteressen, die wir etwa von 1900 datieren können.

Die Fürstenkongresse, an die ich denke, fallen in die Jahre 1860 und 1863. Napoleon stand im Frühjahr 1860 auf der Höhe seiner Macht. In Frankreich sprach man wieder von der Rheingrenze. Belgien fing an, besorgt zu sein. Die Schweiz klagte offen. England war nervös geworden durch den Gedanken einer neuen französischen Suprematie und bemühte sich, Preußen, Oesterreich, Rußland zueinander versöhnlich zu stimmen, um auf alle

Fälle ein starkes Gegengewicht bereitzustellen. Preußen wartete auf den Tod seines geisteskranken Königs. Da bat der Kaiser der Franzosen den Prinzregenten Wilhelm um eine Zusammenkunft in Baden-Baden. Die Zusammenkunft fand statt, aber als der Kaiser in Baden ankam, fand er zu nicht geringer Ueberraschung den Prinzregenten von Preußen umgeben von vier deutschen Königen — auch der blinde König von Hannover war zugegen — und vielen anderen Bundesfürsten. Damit war von vornherein der durchsichtige Zweck von Napoleons Reise, Preußen in einem Sonderbündnis von dem übrigen Deutschland zu trennen, gescheitert. Napoleon verließ Baden enttäuscht, und die deutschen Fürsten verhandelten miteinander über die deutsche Lage.

Sie verhandelten ohne Zeugen. Was der Herzog von Coburg über diese Verhandlung ausgeplaudert hat, ist offenbar anekdotenhaft zugespitzt. Von Mitteilungen, die der eine oder andere Bundesfürst einem Begleiter unmittelbar nach der Verhandlung gemacht hat, ist bisher wenig bekannt geworden. Ueber dem Kongreß selbst und seiner Vorgeschichte schwebt eigentümliches Dunkel. Bismarcks Gedanken und Erinnerungen sprechen nicht davon. In den Briefen an Bismarck wird die Zusammenkunft in einem Schreiben von Schweinitz erwähnt. Da findet sich die offiziöse preußische Auffassung, daß die Bundesfürsten wie Vasallen den Regenten von Preußen umgeben hätten. Tatsächlich hatte der Regent die Fürsten im letzten Augenblick höchst persönlich um ihr Erscheinen gebeten. Auch weibliche Ueberredung hatte helfen müssen; nicht alle die hohen Herren waren ohne weiteres geneigt gewesen, ihre Person unter Verzicht auf diplomatische Mitarbeit zur Stütze Preußens in die Wagschale zu legen, und mancher dringende Geheimkurrier ist damals zwischen den Höfen hin und her gereist. Entsprechend war der Dank des Regenten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der spätere Kaiser damals seinen tiefgerührten Dank in die Form eines bestimmten Versprechens gekleidet hat, die Souveränität der Erschienenen nicht anzutasten. Hier liegt wohl der wahre Grund für die spätere hartnäckige Weigerung Wilhelms I., Hannover, Hessen, Nassau zu annektieren, und für seinen Wunsch, lieber in Böhmen sich den territorialen Lohn für die Siege von 1866 zu pflücken. Die ganze Kraft Bismarcks und der hinreißende Rausch des großen Erfolges waren 1866 nötig, um das preußische Staatsinteresse über den Willen des Königs triumphieren zu lassen. Verhandelt wurde von den Fürsten in Baden, wie es scheint, nur über den Kampf gegen die bürgerliche Opposition. Ein schöner Stich, der alle erschienenen Herrscher zusammen zeigt, ist heute sehr selten geworden. Mehr als ein markanter Charakterkopf war dabei.

Ganz anders verlief der nächste deutsche Fürstenkongreß, den der österreichische Kaiser 1863 nach Frankfurt berief. Die deutsche Frage sollte gelöst werden. Was die Regierungen nicht fertig gebracht hatten: eine Vereinigung zu einem ruhig und sicher arbeitenden staatlichen Gesamtwesen, das sollten die Fürsten persönlich miteinander ausarbeiten. Dieser Gedanke erwies sich als ungemein populär. Ganz Deutschland gefiel es, daß an die nationale Gesinnung seiner Fürsten für das ersehnte Einigungswerk appelliert wurde. War das nicht ein Schiedsgericht von Standesgenossen, dem sich der größte, der Kaiser von Oesterreich, selbst unterwarf, zugunsten der nationalen Volkswünsche? Es mußte sympathisch wirken, daß man gegen die Mißerfolge der Diplomatie die Persönlichkeiten der Fürsten ausspielte. Wieviel bedeutende Männer und edle und hochgeachtete Erscheinungen waren damals unter

diesen Fürsten! Aber Oesterreich hatte sich doch verrechnet. Es war nur noch äußerlich der erste Bundesstaat. Preußen hatte Moltke und hatte Bismarck und war stärker. König Wilhelm wäre sehr gern nach Frankfurt gegangen. Bismarck hat zwei harte Ueberredungskämpfe mit dem König führen müssen — in Gastein, als Kaiser Franz Josef den König persönlich einlud, und in Baden, als der König von Sachsen trotz der ersten Absage die Einladung persönlich im Auftrag aller anderen Fürsten wiederholte. Preußen wurde geleitet von einem Mann, der eine so hohe Idee von der Zukunft seines Landes hatte, daß ihm jedes Eingehen des Herrschers auf Kompromißanträge schwach und schädlich erschien. Der König von Preußen mußte allein eigene Wege gehen, damit er und sein Land über ganz Deutschland triumphieren konnten. Diese Idee des Staatsmanns siegte über die natürliche Lust des Herrschers, selbst mit seinesgleichen über das Schicksal der deutschen Nation zu verhandeln. Als der König von Preußen nicht kam, verrauschte der Frankfurter Fürstentag resultatlos in vielen Festlichkeiten; eine allgemeine Enttäuschung.

Aller Erfolg heftet sich an Persönlichkeiten. Bis auf den Prinzregenten von Bayern, den die Würde eines seltenen Alters auszeichnet, ist unter unseren Bundesfürsten von heute nur eine historische Persönlichkeit: der Kaiser. Er führt sein Herrscheramt selbständig, wie wenig deutsche Herrscher vor ihm. Alle Opposition hat ihn bisher nur selbstherrischer gemacht. Wenn man das bedenkliche Bild von den Vasallen überhaupt auf modernes Fürstentum anwenden will: heute hätte es Sinn. Wie Vasallen waren sie in Wien um ihn geschart, um dem fremden Kaiser Glück zu wünschen und Freundschaft zu versichern. Welcher Unterschied gegen 1860! Damals ein drohender Erbfeind vor den Toren und Furcht vor eigener Schwäche und Not um politische Freundschaft der deutschen Bundesbrüder. Heute Ruhe, Selbstbewußtsein, die Sicherheit der gefestigten Herrschaft. Aber auch welcher Unterschied zu 1863! Damals ein Staatsmann, den ein Idealbild von Macht und Größe alle Schranken überwinden hieß; selbst den Willen seines Königs. Heute: niemand dergleichen. Der Herrscher allein an der Spitze; Herr und Repräsentant; vor dem Inland und vor dem Ausland. Nur: Herrscher in einem ganz neuen Sinn. Man braucht uns nicht zu versichern, daß unsere Fürsten in Wien nicht über Politik verhandelt haben. Was wollten sie denn da verhandeln? Wir haben keine andere politische Zukunft, als Fortdauer des bestehenden Zustands. Kein Traum nach mehr, keine Hoffnung auf weiter, größer liegt in der Luft. Und das ist kein Zufall, sondern Folge der internationalen politischen Lage. Das Leben der europäischen Staaten wird nicht mehr beherrscht von dem Ehrgeiz einzelner, sondern von der Notwendigkeit ruhigen Fortlebens. Fortschritt kommt dabei nur noch soweit in Frage, als die wirtschaftliche Entwicklung neue Rechtsbeziehungen zu den Nachbarn heischt. Dem Gesetz der Ruhe haben unsere Regierungen und Fürsten zu dienen, und tun sie es nicht, so gibt es einen internationalen Regulator, der sie zwingt: Kredit. Als die Banken in New York sich für Japan schlossen, hörte der Siegeszug gegen Rußland auf. Würde es uns anders gehen? Das ist die moderne Gestaltung der Völkerbeziehungen, die man vielleicht einmal als Errungenschaft des 20. Jahrhunderts feststellen wird. Jedes Volk und jeder Machthaber steht unter diesem internationalen Zwang. Wenn ein Land heute die Entschlußgewalt seines Fürsten nominell nicht entsprechend beschränkt, so ist seine Verfassung veraltet. Der Fürstenwille ist nicht mehr freiwillig, sondern notwendig Volkswille. Fürstentage können nur noch Fürstenbesuche sein.

Yankeedoodle-Fahrt. Von Otto Julius Bierbaum.

I.

Vom Nervenseiltanzen und Tunnelfahren, vom schwimmenden Hotel und dem Geflügelhofe, von Lyrik, Meer und Himmel.

Als ich so außer mir geraten war, daß ich mich selbst mit fatalster Deutlichkeit betrachten konnte, fühlte ich das Bedürfnis, wieder zu mir selber zu kommen. Aber es ist schwer, in sein Ich zurückzukriechen, wenn man es einmal verlassen und dann allzuscharf von außen angesehen hat. Ich fuhr um mich herum wie eine vergiftete Maus, die ihr Loch nicht findet und dennoch immerzu dies Loch umkreist. Ein schauderhaftes Heimweh und ein Grauen vor der Rückkehr zugleich. Selbst meinen verehrtesten Feinden wünsche ich diese Sensation nicht, obwohl es mir nicht zweifelhaft ist, daß sie, deren Oberflächlichkeit mir in der Tat manchmal Uebelkeit verursacht hat, ein bißchen Seelenqual zu ihrer Vertiefung wohl brauchen könnten.

Da sprach ein weiser Arzt und Seelenkenner also auf mich ein: Sie gehören zu jenen Akrobaten, die auf ihren eigenen Nerven seiltanzen und dadurch gezwungen sind, immerfort einen Punkt im Auge zu behalten, der in Ihnen selber liegt: nämlich im eigenen Gehirne. Das tut weder den Nerven noch dem Gehirne gut und ist überdies eine brotlose und lebensgefährliche Kunst. Wenn Sie nicht binnen kurzem augenscheinlich verrückt werden wollen (denn eine heimliche Verrücktheit ist Ihr Zustand bereits), so ist es nötig, daß Sie unverzüglich eine breitere Basis zu gewinnen suchen, um von ihr aus Ihre Blicke in einem möglichst weiten Gesichtskreis umherschweifen zu lassen. Sie sind außer sich, weil Sie zu sehr in sich sind. Das vertragen nur Heilige, und Sie würden sich einem verhängnisvollen Irrtum hingeben, wenn Sie meinen wollten, daß Sie zur Heiligkeit angelegt wären. Dazu sind Sie zu korpulent und libidinos, — wohl auch nicht unbescheiden genug. Leute Ihrer Konstitution sind darauf angewiesen, die Welt auf sich wirken zu lassen. Ihre Empfindlichkeit sträubt sich dagegen, und es ist gewiß, daß Sie unter den nicht immer zarten Fingern der Welt leiden, aber dieses Leiden ist immer noch heilsamer für Sie, als die selbst bereiteten Schmerzen der Heautontimorumenie. Ich rate Ihnen: Kaufen Sie sich einen Schiffskoffer und stellen Sie Amphitriten auf die Probe. Ihre Zukunft liegt auf dem Wasser, das Salzgehalt und im Salze Brom hat. Speien Sie sich einmal kräftig aus und trinken Sie so viel Sonnenlicht als möglich. Aber, ich beschwöre Sie, lassen Sie alles Schreibgeräte zu Hause, denn, unter uns gesagt, der Federhalter ist die gefährliche Balancierstange, mit der Sie sich bisher auf dem Nervenseile im Gleichgewichte erhalten haben.

Ich honorierte diese Invektionen mit zwanzig Franken und einem müden Lächeln, nahm den breitbeinigen Gang eines alten Seekapitäns an und versetzte meine ahnungslose Frau in das äußerste Erstaunen durch Intonierung des Liedes:

Auf, Matrosen, die Anker gelichtet,
Den Kompaß gespannt und die Segel gerichtet!

Ihre Bemerkung, daß der Kompaß keine Flinte sei, die man spannen könnte, wies ich mit der Entgegnung zurück, daß nautische Details uns bald mehr als genug be-

schäftigen würden, einstweilen aber Wichtigeres zu erledigen sei: nämlich die Frage, ob man auf eine moderne Seereise einen Frack oder bloß einen Smoking mitnehmen müsse.

Klug und vorsorglich, wie sie ist, entschied sie sich für beides, ja sie wollte sogar, daß ich auch einen Zylinderhut mitnähme. „Wahnwitzige Idee!" grollte ich; „dir fehlt jedes Stilgefühl. Eine schottische Mütze oder ein Dreimaster, — ja; niemals eine Tube!"

Am entsprechenden Orte wird es sich zeigen, wer von uns beiden auf der Höhe der Situation gewesen ist.

Da es uns vollkommen gleichgültig war, wohin wir reisen würden (denn ich hatte ja lediglich das Gebot erhalten, eine Seereise „an sich" zu machen), überließen wir es einem Freunde, Schiff und Ziel zu bestimmen. Er sandte uns eine Kabinenkarte für den Doppelschraubendampfer Yankeedoodle, den die berühmte Onkel Sam-Michel-Linie eben zu einer Orientreise in Genua bereithielt. Ein beigeschlossenes Druckheft schilderte die ganze Reise in äußerst lebendigen Farben, so daß mir sofort ganz orientalisch zumute wurde, als ich las, was alles uns bevorstand.

„Kein Zweifel," sagte ich zu meiner Frau, „es wird äußerst lehrreich werden. Schade nur, daß wir uns nicht länger auf diese Reise freuen dürfen, denn das ist doch das Schönste am Reisen: sich vorher darauf zu freuen."

Aber es half nun nichts: kaum, daß die Koffer gepackt waren, mußten wir uns in den Dampfwagen setzen, der uns nach Genua transportierte. Meine Idiosynkrasie gegen das Eisenbahnreisen gestaltete diese Fahrt zu einer via crucis, an die ich nur mit Grauen denken kann. Kein Zweifel: ich bin ein arger Sünder, aber so viele Todsünden habe ich denn doch nicht begangen, daß ich die Höllenqualen verdient hätte, die mir in den endlosen Tunnels an der Riviera zuteil wurden, wo rechts und links des Gleises offenbar teuflische Dämonen aufgestellt waren, die, während ich in stinkendem Qualm fast erstickte, mit eisernen Hämmern gegen eiserne Wände zu schlagen schienen. Nun: wir sind nicht zum Vergnügen auf der Welt, und es ist gewiß in der Ordnung, daß Nerven, die für angenehme Sensationen besonders empfindlich sind, dafür um so heftiger unter unangenehmen leiden. Sela.

Das Gedröhne einer Kesselschmiede in den Ohren, die Lungen voller Ruß und im Schädel ein Gefühl, als seien sämtliche Gehirnwindungen mit flüssigem Blei angefüllt, begab ich mich mit meiner Frau in das berühmte Theater Carlo Felice, aber beileibe nicht, um uns Tristano e Isotta italienisch vorspielen zu lassen, sondern von wegen der exzellenten Küche seines Restaurants. Doch wurde uns auch hier ein außerordentliches Schauspiel zuteil: wir sahen einen jener italienischen Eßkünstler, die den illustren Fressern der Antike nichts nachgeben. Was dieser überlebensgroße Bauch sich alles servieren ließ, und mit welch andächtigem Kennerentzücken er seine Füllung zu einer Art gottesdienstlichen Handlung erhob, läßt sich in Kürze und auf Deutsch nicht schildern. Es muß genügen, zu sagen, daß es ein klassisches Schauspiel war, würdig, von einem Petronius der Nachwelt überantwortet zu werden. Denn es läßt sich von derart großen Gegenständen wohl nur in monumentaler Latinität handeln.

Als ich am nächsten Morgen den Yankeedoodle vor mir liegen sah, wie er unabsehbare Massen von Koffern und Menschen in sich aufnahm, mußte ich an den

gewaltigen Speisevertilger denken, und so erübrigt es sich, zu bemerken, daß Yankeedoodle ein imposantes Schiff ist.

Wir wurden tief unten in seinem Innern verstaut und fühlten uns sehr winzig. Dafür erfüllte uns aber sogleich eine sehr gewisse Zuversicht zu dem massigen Zweischlöter. „Ich glaube kaum, daß wir mit dem Yankeedoodle untergehen werden," sagte ich zu meiner Frau; „ja selbst meine Hoffnung auf ausgiebige Seekrankheit ist bereits ins Wanken geraten."

„Und mir ist schon übel," entgegnete sie.

Dabei stand das Schiff fest wie ein Turm.

Weshalb ich sagte: „Autosuggestion gilt nicht, und wenn du mit Gewalt seekrank wirst, um später damit zu renommieren, so kannst du sicher sein, daß ich deine Finten aufdecken werde."

In diesem Augenblicke brüllte Yankeedoodle auf eine Weise, daß mir Hören und Sehen verging. Dreimal. Wie nie ein Mastodont gebrüllt hat. Homer hätte das hören sollen, und er hätte kein solches Wesen vom Gebrüll seiner verwundeten Helden gemacht.

„Was *hat* er denn?" fragte ich entsetzt.

„Er sagt Adieu," erklärte meine Frau ruhig, die von nun an überhaupt gerne so tat, als wüßte sie alles.

Und es war wirklich so. Immer, wenn Yankeedoodle sich anschickte, in See zu stechen (ein Ausdruck, der aber für solche Kolosse gar nicht paßt; ebensogut könnte man sagen, ein Dampfhammer sticht ins Erz), brüllte er so unmanierlich. Es gehört das zum guten Ton bei diesen Dampfgiganten. Ob es einen Zweck hat, weiß ich nicht. Vielleicht heißt es nicht bloß: adieu, sondern auch: Platz da! Hühneraugen weg!

Und richtig: wir fuhren. Doch muß ich wohl besser sagen: wir glitten dahin. So leise, sanft, unmerklich, daß ich fürs erste jede Hoffnung auf das große Speien aufgab, während meine Frau mit weiblicher Beharrlichkeit beteuerte, nun werde ihr aber schon *sehr* übel.

Da sie offenbar nur höchst ungern von diesem holden Wahne lassen wollte, bestärkte ich sie in der Ueberzeugung, seekrank zu sein, indem ich ihr erklärte, sie sähe grasgrün aus und tue mir furchtbar leid.

Worauf es ihr sehr bald besser wurde.

Eine kleine Weile noch, und sie teilte meine Empfindung, daß Yankeedoodle, weit davon entfernt, ein Schiff zu sein, wie wir es uns gedacht hatten, einfach ein Hotel war, das sich auf Salzwasser bewegte. Statt Matrosen zu sehen, die an Tauen herumklettern, und Kommandorufe zu vernehmen von Offizieren, die Sprachrohre am Munde und Fernrohre vor den Augen hatten, erblickten wir Kellner, die da höflich leise säuselten: Bouillon gefällig? Doch lernten wir bald, sie Stewards zu nennen, was immerhin eine gewisse Seestimmung erzeugte.

Doch blieb eine deutliche Enttäuschung in uns zurück. Unser romantisches Bedürfnis wollte nicht auf seine Rechnung kommen. Wir hatten uns das alles viel abenteuerlicher vorgestellt. Wenn wenigstens ein Mastkorb dagewesen wäre, in dem sich ein Matrose befunden hätte, der Ahoi! rief . . .

Statt dessen sagte ein Herr, der zwar eine Art Seemannsmütze aufhatte, aber den Gymnasialprofessor durchaus nicht verleugnen konnte, laut und vernehmlich: Thalassa! Thalassa!

Mein Magen drehte sich um und ich mich mit ihm.

O Aegir, Herr der Fluten, stöhnte ich in meinem lieben Herzen, sorge dafür, daß ich diesem Humanisten nirgendwo benachbart werde in diesem schwimmenden Hotel!

Und ich fühlte, daß es jetzt vor allem nötig war, einen Platz auf dem Yankeedoodle ausfindig zu machen, wohin wir uns vor den übrigen Hotelgästen flüchten könnten, falls diese irgendwie nicht nach unserem Geschmack sein sollten.

Alle diese Herrschaften, sagten wir uns, sind gewiß durch Qualitäten ausgezeichnet, die uns fehlen, und wir wollen ohne weiteres annehmen, daß sie nicht bloß einer höheren Steuerkasse angehören als wir, sondern auch in jeder anderen bürgerlichen Hinsicht den Vorzug vor uns verdienen. Aber wir sind nun mal Uhunaturen, die in den Geflügelhof nicht passen. Zärtlich girrende Tauben, glucksende Hennen, majestätische Hähne sind kein Umgang für uns, geschweige denn diese stolzen Pfauen und Perlhühner aus Amerika, die sich, das merkten wir bald, als die Elite des Yankeedoodle betrachteten und von den Funktionären der O. S.-M.-L. auch als solche ästimiert wurden, da sie die besten Käfige innehatten. Alles das, gaben wir gerne zu, ist ganz in der Ordnung, aber diese Ordnung ist nicht die unsere. Suchen wir uns also einen Winkel aus, wo wir das prächtige Gesamtbild am wenigsten stören.

Wir fanden es auf dem Hinterdeck, das von allen besseren Passagieren streng gemieden wurde, weil es bei den gewöhnlichen Fahrten des Yankeedoodle, die nicht dem Vergnügen, sondern der Ueberfahrt nach Amerika dienen, als das Deck der zweiten Kajüte gilt. Für uns besaß es außer dem Vorzug, wenig besucht zu sein, auch noch den, zwei Etagen zu haben. Die obere war die schönste, denn auf ihr befand man sich wirklich en plein air. Hier verbarg uns kein vorgespanntes Segeltuch Meer und Himmel, wie sonst überall auf diesem Schiffe, dessen Einrichtungen mehr darauf berechnet zu sein schienen, das Meer vergessen, als sehen zu lassen. Die begehrtesten Plätze des Hauptdecks (zumeist von Amerikanern besetzt), nämlich die an den Innenseiten, gewährten den dort in ihren Klappstühlen Ausgestreckten die Aussicht auf den Streifen Himmel, der zwischen dem Dach und der Segeltuchwand des Decks sichtbar bleibt. Weder Meer noch Küste war von dort aus zu sehen. Die Außenseiten des Hauptdecks sahen aber nicht einmal diesen Streifen Himmel, sondern nur die Kajütenwand, garniert mit horizontal gelagerten Amerikanern.

Es wollte uns anfangs nicht in den Sinn, wie gerade diese Plätze so sehr begehrt sein konnten, die eigentlich nichts anderes waren als Einzelglieder im Spalier einer Promenade; denn zwischen ihnen war der allgemeine Wandelgang. Wir mußten erst begreifen lernen, was wir Uhus nicht ohne weiteres wissen: daß das Publikum auch auf Reisen sich vor allem anderen für das Publikum interessiert. Die Menschen lieben einander zwar nur in einem sehr gemäßigten Grade, aber sie sind sich gegenseitig äußerst interessant, und so leben sie gerne in Gesellschaft, sei es auch nur, um sich innerhalb deren wieder in Extragesellschaften abzuspalten. Je länger wir das Wesen auf unserem Schiffe betrachteten, um so mehr spürten wir, daß viele geradezu deshalb

den Yankeedoodle bestiegen hatten, um nach der vielleicht monoton gewordenen Gesellschaft zu Hause hier eine neue zu finden. Und wir merkten schließlich, obwohl wir immer nur aus der Ferne in dieses lebendige Netz von Gesellschaftsfäden blickten, daß nicht bloß die Spinne Sympathie dabei am Werke war, sondern auch mancherlei Berechnung, — nicht zu vergessen die mehr oder weniger schönen Damen Eitelkeit und Medisance.

Ich kann nicht leugnen, daß, von der Ferne angesehen, dieses große Gesellschaftsspiel einen gewissen Reiz für mich hatte, da ich nur selten dazu komme, derlei zu beobachten. Einen reineren Genuß bereitete mir aber doch der Anblick des hohen Himmels und der weiten Wasserfläche, obgleich ich gestehen muß, daß eigentlich poetische Stimmungen ausblieben. Der Anblick war schön, — aber nur Genuß, nicht Erregung. Mein Auge ließ sich's wohl sein, und mein „Herz" quittierte mit Dank darüber, — aber kühl, eigentlich unbeteiligt. Ich habe es ein paarmal gescholten deswegen und bin mir selber sehr gram gewesen darum. Bist du das noch, habe ich mir gesagt, der vor Zeiten sich bis zur wonnigsten Verrücktheit entzücken konnte vor einem Tümpel, auf dem ein paar Spritzer Sonnenuntergang kringelten? Dem ein schüchternes, dummes kleines Ding wie eine junge Birke Seligkeiten ins Herz schüttete, der vor einem Quellchen in die Knie sinken konnte, Verse zu stammeln, dessen Blicke verzückt an Wolken hingen und mit ihnen hinüberschwammen zu den goldberänderten Himmelsküsten einer nicht bloß äußerlich gesehenen, sondern innig umfaßten Schönheit, — das ist derselbe, der sich hier, in einem Stuhle der Ocean-Comfort-Company liegend, Lichteffekte servieren läßt, wie kurz vorher Tee mit Streuselkuchen? Ei du satter, fauler, leerer Halunke du, mach daß du hinunterkommst auf das Promenadendeck und sieh, wenn die Sonne untergeht, nach der Uhr, ob es auch pünktlich geschehen ist! Laß dich von dem Gymnasiallehrer auf Aegypten, Kleinasien, Griechenland vorbereiten; du hast es nötig; denn, wer nicht mehr fühlen kann, soll wenigstens wissen. Und wenn du auch dazu zu faul bist, so zeige den jungen Töchtern Germanias, die, halb Misses, halb Gretchen, die moderne Weiblichkeit des zahlungsfähigen Deutschland mit mehr Selbstbewußtsein als Geschmack vertreten, daß auch du tennis-englisch und über „Frühlings Erwachen" reden kannst. Da du nüchtern geworden bist, ist dein Platz bei den Nüchternen. Vielleicht sagen sie dir etwas, da die großen Dinge dir stumm geworden sind. So schimpfte ich mich. Aber mit Unrecht. Denn es war nicht so, wie ich mir sagte. Meer und Himmel waren mir nicht stumm. Ich verstand ihre Sprache nur nicht so schnell, wie früher die von Busch, Baum, Quelle, Wolken. Und dies ist nicht verwunderlich. Jene Dinge, die den jungen lyrischen Menschen so schnell ins Gespräch zogen, sprachen seine Sprache, die Sprache der schnellen Gefühle, naiver Lust, einfältiger Triebe. Er hörte und sah in allem nur sich. Wenn er niederkniete und ins Plappern der Quelle Verse rief, so kniete er vor sich selber und überschrie das murmelnde Element. Er war (Heil ihm, daß er's gewesen) frech beim Frohsinn, und so hatte er's wohl leicht, zu schwärmen. (Lyrik! Eine selbstverständliche Sache für junge Menschen, denn es ist ihr Ausundeinatmen. — In dieser Parenthese wäre noch allerhand zu bemerken. So dies, daß die große Seltenheit wirklicher Lyriker damit nicht im Widerspruche steht. Es gibt nämlich nur sehr wenige junge Menschen in dem Alter, wo zum Gefühle künstlerisches Vermögen tritt. Was

Goethe das Närrische am Lyrischen nennt, ist das Kindliche. Die beiden reinsten Lyriker unter den heutigen Deutschen: Martin Greif und Max Dauthendey, sind Kindsköpfe. Auch Ludwig Finckh hat Anlage dazu. Rilke dagegen, dieses unheimliche Genietalent, ist ein Wunderkind. Uebrigens liegt beim reinen Lyriker die Gefahr nahe, aus dem Kindlichen ins Kindische zu verfallen, sich auszuleiern. Aber wo komme ich hin!) Das schlechthin Große dagegen, Meer und Himmel, monoton erhaben (mit Worten aus der Terminologie menschlicher Kunst zu reden: Monumentalnatur) — das duckt die Frechheit. Seine Sprache ist Gedröhn und Brausen: Vokabeln fehlen in dieser Musik voll rhythmischer Symbole. Das Herz, das hier nur stummen Dank hat, verdient keine Schmähung, und der Mann, der vor diesem Schauspiele Auge wird, ganz Auge: und klares, nicht trunkenes, mag sich der Zuversicht getrösten, daß dieser ruhige Genuß des ruhig Reichsten, das dem Menschen an äußeren Eindrücken zuteil werden kann, nicht bloß der Netzhaut zugute kommt, sondern zu einem inneren Schatze wird, auch wenn er sich nicht gerade kleinweis in lyrische Silberstücke ausmünzen läßt.

Goethe. Von einem Deutschen.

Am 28. August 1749 wurde er geboren, am 22. März 1832 starb er.

Es liegt also kein äußerer Anlaß vor, seiner heute zu gedenken. Aber muß denn immer ein Anlaß gegeben sein, um der Großen unseres Volkes zu gedenken? Um zu sagen, was sie uns sind?

Es wäre Vermessenheit, auf hundert Zeilen Raumes sagen zu wollen, was Goethe uns ist. Es bedarf dessen auch nicht; seit er von dieser Erde schied, hat die Menschheit nicht aufgehört, die unsterblichen Kunstwerke zu lieben, die er uns hinterließ.

Wie aber steht diese Menschheit, die dem Dichter Goethe willig gibt, was ihm gebührt, zu dem Menschen Goethe? Ist sie, wenn sie bewundernd aufgeht in den Schöpfungen seines Geistes, auch bereit, sich in das höchste und mächtigste Kunstwerk seines Lebens, in seine Persönlichkeit, zu vertiefen; ist sie überhaupt imstande, über den Dichter Goethe, über den Erschaffer des „Werther“ und des „Götz“ und des „Faust“ hinaus jenes Gewaltige, Herrliche in ihm zu erkennen, das ihn schon zu Lebzeiten aus der Tiefe des Erdenlebens emporhob zu den Sphären ewigen Lichts? Begreift sie den tiefen Sinn der Worte:

Und wenn ein Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide!

Der gesunde und tiefe Sinn des deutschen Volkes ist mit jenen armseligen Geistern noch immer fertig geworden, die Goethe und Schiller für einen überwundenen Standpunkt erklären, die über den kümmerlichen Flammen, die sie aus ihrem Aschenhäufchen herauszublasen versuchen, die mächtige Feuersäule nicht sehen wollen, die in den Werken des Weimaraner Dichterpaares gen Himmel lodert. Solches Fertigwerden mit kleinen, verworrenen Geistern ging aber immer nur den Dichter Goethe an; viel schwerer ist der Kampf gegen die, die der Persönlichkeit Goethes entgegenzutreten suchen, trotz der hundert und aberhundert Schriften, die für Goethe als Mensch und Persönlichkeit geschrieben worden sind und noch werden geschrieben werden. In diesem Sinne, im Sinne der herrlichen Worte Hebbels:*)

*) Aus dem Prolog zur Hundertjahrfeier des Dichters (28. August 1849) gesprochen in Wien im Theater am Kärntnertor.

Denn eben dieses macht ihn groß, daß er, so reich, wie Keiner,
Sich der Notwendigkeit gebeugt und sich beschränkt wie Einer!
Wer hat sie klarer wohl geseh'n, des Himmels letzte Sterne?
Doch kannt' er auch den Zwischenraum, die ungeheure Ferne,
Drum strebt er nicht hinauf, er war zufrieden, daß sie schienen,
Da meinten unsre Kinder denn, er fürchte sich vor ihnen.
Doch grade, weil er Dichter war im ganzen und im großen,
Verlor er nicht, wie andre, sich im Maß- und Grenzenlosen,
Denn wer nur dies und das besitzt, muß vieles überschätzen,
Wer alles hat, hat alles auch in Harmonie zu setzen,
Und wär' auch einzeln jede Kraft, die er besaß, zu steigern,
Der Einheit seines Wesens darf kein Gott die Ehrfurcht weigern ...

hat jeder das Recht, ja die Pflicht, Goethes Gedächtnis zu begehen; in diesem Sinne sei es erlaubt, heute an dieser Stelle zu den Lesern von Goethe zu sprechen.

*

Ueber den Dichter Goethe ist uns, die wir die Totalität seines Lebens besser erkennen können als seine Zeitgenossen und alle die Generationen, die zwischen der Zeit Goethes und unseren Tagen liegen, der Mensch Goethe hinausgewachsen. So unversieglich die Kraft seiner Dichtungen ist: sie erscheint doch nur wie der Teil einer Kraft, wenn wir die Fähigkeit seines Gestaltens messen an der Fähigkeit und Willigkeit seines Erlebens, wenn wir in seinen dichterischen Bildern Spiegelungen suchen für die Ereignisse seines Lebens, für die Leiden und Kämpfe seiner Menschlichkeit; wenn wir an der Leidenschaft, Weichheit, Tiefe und Kraft seiner Dichtungen die Stärke der Leidenschaft werten, die ihn bis in seine höchsten Lebenstage erfüllte, die Weichheit des Gefühls, die ihn angesichts fremden, im Erleben eigenen Leidens ergriff, die Tiefe, mit der er die Erscheinungen des Lebens betrachtete, die Kraft, mit der er dieses Leben lebte. Es gibt keine schönheitsvollere Deutung dieser Erkenntnis als die Worte des großen Mannes selbst, die wir bei Eckermann (17. Februar 1832) finden:

„Was ist denn Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußeren Welt an uns heranzuziehen und unseren höheren Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen, wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei getan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein sollen, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wieder zu geben? Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Personen und Dingen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte, Kindheit und Jugend, wie das reife Alter; alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu tun als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten. Es ist im Grunde auch alles Torheit, ob einer etwas aus sich habe oder ob er es von anderen habe, ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke; die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen, alles übrige ist gleichgültig."

Narren und Weise, helle Köpfe und bornierte treten auch in unseren Lebensweg, wo aber ist unsere Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, was sie leben und wirken, verglichen mit der Fähigkeit hierzu und Neigung Goethes? Das ist das unfaßbar Große in Goethe, das ist seine Einzigkeit, daß er die Kraft und den Trieb besaß, das tiefste Sehnen und Drängen der Menschenseele nicht nur durch sich selbst, sondern auch in anderen zu erleben; daß ihm das göttliche Geschenk gegeben ward, in Ewigkeitswerten festzuhalten, was wir in flüchtigem Rausche vergeuden. So werden uns seine Werke zum Abbilde des tiefsten inneren Lebens, so wird uns seine Kunst zur wahrhaft schönen, geläuterten Wahrheit, hinter der er selbst steht mit seinen großen, leuchtenden Augen, mit all der heiteren Klarheit, all der wundersamen Harmonie, die seine Dichtungen erfüllen.

Wenn wir Goethe einen der glücklichsten Menschen nennen müssen, die je und je geboren wurden, so dürfen wir nicht vergessen hinzuzufügen: glücklich durch die Tat, nicht durch Schicksalsfügung. Denn mag diesen Liebling der Götter der irdische Weg von seinen ersten Lebenstagen bis hinauf zu seiner zeitlichen Vollendung immer auch durch lachende Gefilde geführt haben, diese Aeußerlichkeit war's nun und nimmer, die ihn zu dem Gewaltigen machte, der er uns wurde. Ganz unwillkürlich drängt es diese Feder dazu, den Worten zuzustimmen, die einer der neueren Goethebiographen, Georg Witkowski, zur Charakterisierung Goethes gebraucht, indem er schreibt:

„Ueberblicken wir Goethes Persönlichkeit und sein Dasein im ganzen, so scheint es, als hätte die Natur einmal an einem Wesen zeigen wollen, wessen der Mensch auf der höchsten Stufe der Entwicklung fähig sei, und als habe sie diesen Menschen absichtlich unter Bedingungen entstehen und existieren lassen, wie sie für ihn günstiger nicht gedacht werden könnten. Das ist freilich eine einseitige Anschauung. Denn die gütige Allmutter vermochte ihn nur mit den Gaben auszustatten, über die sie verfügte, vor allem mit körperlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, die ihm die Herzen im Sturm gewann, mit der seltensten Summe geistiger Fähigkeiten und mit gesunder Kraft, so daß er bis ins höchste Greisenalter freudig und stark zu wirken und zu schaffen imstande war. Aber die stetige Lenkung dieser Kräfte auf die Ziele, die ihm würdig waren, die Wahl der Wege, die zu ihnen hinführten, war sein Verdienst, das sich mit dem Glück unlösbar verkettete, von dem Zeitpunkt an, in dem er zur Erkenntnis seiner Bestimmung, zum Selbstbewußtsein erwachte."

Was auch der Begabteste, Goethebelesenste unserer Zeit über Goethe sagen mag, es kann und wird nicht mehr sein können als Stückwerk; keinem von uns wird es gelingen, von ihm zu sagen: hier ist sein Anfang, hier sein Ende! Generationen sind seit ihm in die Erde gesunken, die am Werke waren, seine Größe als Bildungsträger in ihrem ganzen gewaltigen Umfange zu erkennen, ihn zu werten als Dichter und Persönlichkeit. Es gelang ihnen nicht, aus der Fülle der Gedichte, in denen er uns entgegentritt, dasjenige zu sondern, von dem wir sagen können: „Seht, das war er; in diesem Bilde seht ihr alle die Linien, die das Geistige in sein Antlitz zeichnete." Und Menschenalter werden vielleicht noch dahingehen, ehe es der Welt gelingt, diesen gewaltigen Geist ganz zu erfassen, die tiefen Rätsel zu lösen, die uns die Gottheit in Goethe aufgibt, den Wunderquell voll zu erschließen, der allen, die zu ihm sich niederbeugen, Kraft und Labsal spendet; die tausend Stimmen zum machtvollen Chore zu vereinen, die aus ihm zu uns reden und uns antworten, welcher Art immer wir sein mögen!

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

40.

Don Juans Stadt! Sie ist jetzt eine spanische Provinzstadt, ohne öffentliches Leben, mit zurückgebliebenen Einrichtungen, voll schneidender Kälte und Sonnenblendung, wo man schlecht ißt.

Die Stadt Don Juans — — ich begreife erst nicht, daß sie ihn gebären konnte und gebären mußte. Jetzt habe ich ihn und habe seine Stadt begriffen.

Er war kalt und heiß zugleich wie das Klima seines Landes. Die Hitze ist nur Tätigkeit der Sonne, ist Täuschung weniger Mittagsstunden, dann herrscht in den engen Gassen, auf den weiten Plätzen eisige Grabeskälte — in der Kathedrale wohnt sie immer. Diese Leute scheinen froh und sind nur lustig. Ihre Heiterkeit ist ohne Wärme und schlägt gern in Grausamkeit um. Grausam sind alle und es ist die belebende Leidenschaft, der einzige Funke von irgendwelchem Geist, der diese stumpfen, blassen und oft blasierten Gesichter aufhellt und verändert. Nie habe ich ein in kaltem Blut, verstandesmäßig grausames Volk gesehn wie dieses! Sie werden nicht einmal blutdürstig, sie brüllen nicht etwa, sie lachen, sie sind angeregt, wohltuend gestreichelt, — weiter nichts! Es ist ihre einzige, kleine Nervenanregung, gleich der roten Pfefferschote, dem Safran, womit sie ihre Speisen würzen, dem herben Kamillenzusatz in ihrem Wein. Das Leben wäre unerträglich hier ohne Stiergefechte, ohne Hahnenkämpfe, ohne einen gelegentlichen Brotkrawall und eine Messerstecherei.

Dabei sind sie feige wie alle Quäler. Die Großmut der edlen germanischen Rassen ist ihnen fremd. Sie sind ritterlich in ihren Manieren und verachten das Weib aufs tiefste. Der Andalusier hat von den Mauren ihre orientalische Weltverachtung und Trägheit, von den kastilianischen Eroberern nichts als Hochmut und Beschränktheit geerbt. Die Rasse ist schlecht wie alle Mischrassen. Sie produzierte, als sie jung und stark war, Don Juan.

Die Tragik dieses Menschheitsproblems ist eine andre als die Fausts, den der Erkenntnisdrang, die edelste Leidenschaft des Staubgeborenen, umtreibt. Lord Byron hat den Typus am besten getroffen in seinem prachtvollen, zynischen, glühenden, frechen und unendlich melancholischen Gedicht. Er selbst, der Dichter, war Don Juan, der immer Bewußte, der Eitelste der Sterblichen, Anbeter seines Selbst, der vollkommene Egoist.

Welch ein Glück war es für diesen Mann, den Engländer, nicht alt zu werden, in Schönheit zu sterben! Man schaudert, Don Juan sich alt vorzustellen, während der greise Faust wie der greise Goethe ein edler und herrlicher Anblick ist.

Nicht die Götter liebten dieses Geschöpf aus Kot und Flammen, — die Frauen liebten ihn.

In den Frauen lebt der Wunsch der Selbstvernichtung, ihre Hingabe bedeutet diesen Wunsch auf der ersten schwachen Stufe. Sie erleben nur Wollust, wenn sie sterben, opfern, geben, — der größte Selbstsüchtige, der Teufel, mußte sie am stärksten reizen. Don Juan tötet, indem er liebt, und die Liebenden drängen sich in den tödlichen Umkreis dieses wandelnden und redenden Moloch. Er wäre verloren, wo er selbst liebte. Er kann nicht lieben. Es ist seine Tragödie, die Tragik eben, die ihn für dichterische Verherrlichung, für das Drama hohen Stils unbrauchbar macht. Der schöne Ritter ohne Herz und ohne Seele ist wie Judas ein Ungeheuer, er ist das unerklärte und unerklärbare Böse, der Böse, des Märchens eben, der alten Paradiesesfabel.

Ich durchwandre seine Stadt. Der Guadalquivir hat kalte, lehmige Fluten, es gibt hier breite, moderne Promenaden, in ödes Flachland auslaufend, der Wind weht immer, überall in der Menge begegnest Du den blassen und rohgeschnittenen Gesichtern der berufsmäßigen Stierkämpfer. Die jungen Mädchen sind üppig, mit verlangenden Augen, die alten Weiber sind scheußlich, scheußlicher als in irgend einem anderen Land der Erde. Des Abends sind alle Cafés gefüllt, aber nicht um zu trinken, um tanzen zu sehn drängt sich die Menge, Männer ausschließlich, die mit den Hüten auf den Köpfen sitzen, ab und zu entdeckt man den kleinen Reisefilz einer Ausländerin, der Engländerin oder Amerikanerin; für den

Spanier bedeuten diese knabenhaften Zwitterwesen keine Frauen. Eine Frau, die nicht mehr jung, nicht schön und zu fett ist, in ein altes feuerrotes und speckig gewordenes Atlasschleppkleid nach schlechter, vorjähriger Pariser Mode gekleidet, ringelt ihren Körper, führt ihren Hintern in kluger und aufreizender Weise vor. Oft wandelt, tritt sie nur mit den erschütterten Massen des Gesäßes allein, die Hüften scheinen Gallert, die kleinen Füße mit hohen Hacken stampfen und klopfen in einer äußersten, auf den letzten Grad gesteigerten Erwartung und Ausforderung. Sie hält den Kopf mit geblähten schwarzen Höhlen der Nasenlöcher zurückgeworfen, die halb orientalisch-traumhaften und zugleich abendländisch frechen und aufgeklärten Augen züngeln und locken.

Rohe Zurufe, Naturlaute, brechen aus der Menge, ein rauhes und unheimliches Ollé, Segnungen und Verwünschungen! Gebenedeit die Mutter, die Dich getragen hat! Glücklich ist Deine Vaterstadt! Das Publikum brüllt, stampft, tost, zwanzig zugleich werfen ihre Hüte auf das Podium. Sie fordern den Tanco, den Tanz der Stierfechter. Die Tänzerin wählt einen der grauen, eigentümlich flachen und spitzköpfigen Filze. Es ist das Gewagteste in der Herausforderung der Frau, die Nachahmung des Mannes, die den Mann sucht. Sie stampft, trampelt, die Hüften arbeiten, die schweren Massen der Hinterschenkel drängen und heben sich schraubenartig, über der Taille losgelöst, fordert und stößt die Büste in schamloser und triumphierender Unbezwungenheit. — Der ganze Aufwand von Leidenschaft gilt dem Tanz, nicht dem Mann.

Der Mann applaudiert der Kunst, nicht dem Weib.

Ich denke an deutsche Volkslieder, an Weisen der Mädchen zum Spinnrad, an den Hirtenknaben, der zur Prinzessin singt.

Sind wir gefühlvolle Schauspieler, und diese sind die Ehrlichen?

Warum bin ich hergekommen, und was bedeutet dieser entsetzliche, lastende Druck auf mir? Was wollte ich hier klar erkennen? Und nun treibt's mich südwärts weiter. Ich gehe nach Fes oder nach Mekka. Man sagt, sie erschlagen jeden, der hingeht. Diesen verschwiegenen und rachsüchtigen Völkern möchte ich ihr Geheimnis entreißen.

Es ist ein furchtbares, ist Haß! Ich wünsche Dir alle Gnade Gottes, alles Liebe, Gute, Zärtlichste.

Ich denke nur an Dich und bin Dir so fern. Warum ich fern bin und so furchtbar leide, kann ich Dir auch nicht sagen.

Vielleicht hörst Du nie wieder von mir. Vergiß mich, ich war Dein nicht wert. Aber verdamme mich nicht, ich bin vom Leben sehr unglücklich gewesen. Ich kann jetzt gegen die Glücklosigkeit nicht mehr ankämpfen.

Ich bin ein Schwächling und ein Zwitterwesen. Selbst Deiner Freundschaft bin ich nicht würdig, keinen Gedanken von Dir verdiene ich.

Ich ließ Dich immer mit E. letztes Mal, als Du bei uns warst.

Du solltest ihn lieben, er ist so liebenswert.

Die Base schickt mir Decken und Wollstrümpfe. Ich habe Grippe und Mandelentzündung, spucke, huste, ich höre nichts und meine Augen sind entzündet. In Biskra soll das besser werden.

Ammerdingen.

Es ist erstaunlich, ja Kleinchen! Ich bin in Ammerdingen und nicht in der Sahara. Um Ostern ist mein Haus fertig und dann heirate ich die Base.

Ich heirate, ja — wir werden drei bis vier Kinder haben wie andere brave Staatsbürger und ehrsame Steuerzahler. Wir können sie uns leisten. — Ich bin für die Ehe reif.

Vielleicht werde ich hier im Nest noch Bürgermeister. Mir schwant sowas, daß eine solche Ehre mir zugedacht ist.

Mein Gemütszustand ist der alte, Elend und das Gefühl meiner Unzulänglichkeit. Den Katarrh hat die Base mit Zwiebelhonig weggedoktert.

Es ist Silvester, und das ist der erste Brief, den ich ins neue Jahr schreibe, der erste Gedanke gilt Ihnen.

Schütteln Sie nicht den Kopf über mich! Ich liebe Sie zärtlich wie immer.

Abélard.

Brief des praktischen Arztes Doktor Vinzenz Freier an Frau von F.

Vier Jahre später.

Liebe Freundin!

Ich habe also Ihren Auftrag ausgeführt und unsern gemeinsamen guten Bekannten Herrn Abélard (?) aufgesucht.

Ich fand einen angegrauten Fünfundvierziger mit Anlage zur Korpulenz und einer kahlen Platte, er hat zwei Kinder, die normal sind, nicht besonders hübsch, mit landesüblicher leichter Neigung zur englischen Krankheit, mit Rotznasen, schmutzigen Händen und in leidlich sitzenden Matrosenkitteln.

Sein Haus wäre wirklich hübsch und geschmackvoll, wird aber durch die Base zu ordentlich gehalten. Irgendwie gibt es Sachen, die nicht jeden Tag blank geputzt werden dürfen, und eigenartige und launenhafte Dinge stellt man eben nicht stramm gegen die Wand.

Bürgermeister ist er noch immer nicht, er erwähnte den Umstand mit Ironie, durch die ein klein wenig Aerger lugte. Uebrigens bot er mir den Corot zum Verkauf an, und die Aktien stehen immer noch nicht so, daß er bei Hausse den Verlust ausgleichen könnte. Er liest die Münchner Neuesten und kauft sich den Simplizissimus am Bahnhof. Auf Berlin und auf die Berliner schimpft er.

Zwei Hunde sind noch da, die übrigen wurden der Base zuviel. Sie hält eine Magd und sehr oft keine, weil sie sich mit Personal nicht verträgt — es kommt ihr ohne Leute auch billiger. Ueber den Garten klagt sie, daß er mehr auffrißt, als er einbringt. Vielleicht wird er ertragreicher werden, wenn sie ihn, wie beabsichtigt, in Kartoffelland umwandelt. Beide Eheleute sind im Städtchen angesehen, weil sie Geld auf der Bank zu liegen haben. Die Base hat ein Geringeres mehr, sie ist ganz eine Hiesige und weiß mit dem Ihren hauszuhalten und es aufzubessern. Die Kinder sind unzweifelhaft die ihren, sie klapst sie freihändig und legt ihnen als Hausgerät keine unnötige Wichtigkeit bei.

Auch ihren Abélard nimmt sie nicht zu wichtig, ein rechtschaffenes, christliches Weib versorgt in erster Linie ihren Haushalt, wovon der Mann einen Teil ausmacht. Daß er nicht arbeitet, kann sie ihm nicht weiter verübeln, weil er's dazu hat. Sie hält offenbar alle Männer für ursprünglich faul, um Nichtigkeiten geschäftige und kneipengängerische Wesen — eine Auffassung, die wahrscheinlich schon die alten Germaninnen von ihren Hermanns und Thuiskos hegten.

Zum Mittagessen gab es Suppe, Kochfleisch, Salat, Rebhühner mit Weißkraut und Preißelbeeren, alles gleichzeitig hergetragen und aufgetischt. Verhungern kann dabei niemand, und die Base nimmt das Essen als ein ernsthaftes und stummes Geschäft, das es ist. Unser Freund löffelte und kaute ganz rechtschaffen, er trank Rotwein.

Er hat die Prätension gehabt, für sich ein gesondertes Schlafzimmer zu beanspruchen; die Base hat ihm den Buben mithineingelegt, um den Raum auszunutzen. Sie trocknet auch Wollwäsche an seinen Fenstern und hängt Rosmarinbüschel gegen die Motten aus. Ich muß Ihnen sagen, ich bewundre diese Frau gewaltig, sie ist die Ruhe und Gelassenheit selbst, und sicherlich ist sie sich keiner beunruhigenden oder aufreizenden Eigenschaften ihres Angetrauten auch nur im entferntesten bewußt.

Etwas verdrießt sie, der ihr vorenthaltene Bürgermeisterposten; sie meint, Abélard müßte sich mit größerem Eifer bewerben, er hat verschiedene einflußreiche und wichtige Persönlichkeiten zu leichthin behandelt. Freilich geschah das vor seiner Verheiratung, auch ist sie im ganzen wohl zufrieden, weil er immer noch stetiger und sparsamer geworden ist, als sie ihm zugetraut hat. Beim Besitz eines zinstragenden Kapitals fängt für diese Frau die Vertrauenswürdigkeit an, sie hätte meinen Titel in der Beziehung gern geprüft und möchte wissen, ob das Leutekurieren bei uns daheroben wohl was Jährliches einbringt?

Ihr Bild, Madonna, steht gänzlich unbehelligt (weder zerkratzt noch mit dramatischem Quersprung im Glas) in der Prunkstube.

„Das ist eine Freundin vom Abélard!“ sagte sie ruhig. „Kennen Sie die Frau?“

Ich sagte: „Ja.“

Sie sagte: „Sie ist letzthin ja Witwe geworden. Sicher wird eine so hübsche Frau bald wieder heiraten!“

Ich antwortete, daß ich es hoffte und glaubte.

Die Base: „Da machen Sie sich doch hinterher, wenn ein bißchen was Reelles da ist! Ein lediger Mann in den Jahren taugt nicht. Und der Abélard war doch immer sehr eingenommen von ihr.“

Ich: „Sie nimmt nur nicht jeden.“

Sie: „Das wird sie sich schon überlegen. Der Abélard hat auch immer gemeint, er heiratete nicht wieder. Jetzt hat er schon zwei Kinder und zum April“ — — —

Liebste, tue ich Dir weh? Es geschieht ja lediglich, aus allerbestem Herzen. Lach doch schon ein bißchen! Ich hoffe, Du lachst?

Abélard hält einen Mittagsschlaf, die Base nicht, er steht auch um neun Uhr erst auf, diese Großstädtermanieren verachtet die Frau ein wenig. Schließlich, hier am Ort arbeitet niemand, der es nicht braucht. Die es brauchen, sind erst recht mißachtet.

Beim Bier im Paradiesgarten taute er denn endlich auf; da hatte ich unsern Abélard! Er wurde immer gedrückter und schwermütiger. Zum Schluß gestand er mir, daß die alte Schuld (?), das alte Leid ihn immer noch beschwerten. Die Tragödie seines Lebens vollende sich weiter, er wüßte nicht, wie er hineingezogen sei, könne sich aber auch nicht aus eigner Kraft herausreißen.

Seine Frau wäre gut — gut! Die müßte so bleiben. Je le crois bien!

Natürlich verstände sie ihn nicht, sie sei eben eine Frau, die rechte Sorte von Frau, die nicht fragt und nicht tratscht.

Nur für die Angelegenheiten der Nachbarschaft interessiere sie sich ein wenig zu dringlich. Es scheint, daß die vielköpfige Sippe der Abélards untereinander in einer Art Erbstreit liegt.

„Diesen Halbbauern ist eben das Geld das einzige Heilige und Gewisse“, sagt Abélard.

Er wird schmerzlicher, trinkt und raucht. Ich bin ganz Teilnahme.

Da beginnt er über Sie. Er habe Sie sehr geliebt, aber Sie seien zu gescheit. Zu gescheit sein, ist ein Unglück für eine Frau. Das hält auch auf die Dauer kein Mann aus.

Ich sage, ich halte die Frau nicht für gescheit, sondern für dumm im Gegenteil — in seinem Fall. Das gibt er auch zu. Die Base sei eigentlich gescheiter. Wenn Sie vor lauter Gescheitheit und Edelmut zugegriffen hätten, hätten Sie ihn anstatt der Base.

Sie würden am Ende noch Bürgermeisterin, hätten die zwei Kinder —

„Was Sie auch tun“, sagt er, er war beim sechsten Maß, — „eine gescheite Frau ist zu unbequem, die schaut einen durch und durch und will den Dingen auf den Grund gehn. Da können Sie sich garnicht behaupten, wenn Sie kein wirklicher Held sind. Und wenn Sie einer sind, sieht sie doch das gespaltene Ende — und die augenblickliche Grantigkeit dazu. Eine gescheite Frau ist das größte Unglück, ein Röntgenapparat immer von Dir aufgepflanzt; Sektion bei lebendigem Leibe.“ Uebrigens liebte er Sie, Sie seien auch gut. — Zu gut, so im großen Stil gut! Da kann er nicht mit.

Er ist beim neunten Maß jetzt und rückt mir näher. „Ich dachte auch mal, es wäre was in mir“, sagt er. „Das kommt so als ein Rausch und weil's die Frauen einem aufnötigen. Die wollen Helden und Künstler und Dämonen sehn. Man spielt sich selbst und spielt ihnen Theater vor. Das kann nicht ewig dauern. Nachher kommt der Alltag mit Hemdsärmeln und schlechter Verdauung. Könnten Sie sich vorstellen, daß man der Frau, die wir meinen, sagte: Mach mir einen Breiumschlag auf den Bauch, oder ich habe das schnelle Laufen? Sie könnten's nicht!

Ich lächle und zwinkre ein wenig mit den Augen.

Er sagt: „Diese Frau erwartet von Ihnen, daß Sie sagen: Entflieh mit mir und sei mein Weib! Die reicht Ihnen den Schild wie die Spartanerinnen oder geht mit Ihnen

nach Sibirien. Suppen kochen kann sie nicht oder Strümpfe stopfen. Trauen Sie ihr zu, daß Sie Kinder hätte?"

„Frau von Stein hatte sieben", weiche ich aus.

„Sie würde komisch in dem Zustand aussehn", meint er. „Wie denken Sie sich, daß man eine solche Frau in Respekt hält? Eine Frau muß doch Respekt haben."

„So so" — meine ich, summe ein Liedchen und klatsche nach den Fliegen.

„Ich hatte nicht den Mut," flüstert er, wischt sich den Bierschaum vom Barte. „Ich bin von ihr geflohen zuletzt. Wollen Sie mir das glauben?"

„Nach Sevilla."

„Nach Sevilla. Trotzdem habe ich sie geliebt. Ich liebe sie noch heute."

„Aber doch nicht praktisch?" hoffe ich.

Er machte eine Gebärde weltablehnender, hoffnungslosester Trostlosigkeit. „Praktisch, — ich sage Ihnen — praktisch", sagt er, „praktisch ist die Sache doch ein Humbug. Und sie hätte es gemerkt. Das hätte sie! Die, ja!"

„Sie glauben, daß andre Frauen es nicht auch merken?"

„Die anderen Weiber haben ihre Wirtschaft, die Kinder, den Tratsch. — Fürchten Sie sich denn nicht vor ihr?"

Darauf lache ich frei heraus los.

Er meint achtungsvoll: „Sie sind jung. Sie ist zu gescheit, sage ich Ihnen!"

„Mir hat sie noch nie was Gescheites gesagt."

Sehr allmählich geht ein Schimmer von Heiterkeit über seine vom Bier wehmütigen und verschwollenen Züge.

„Sie haben ihr nie etwas vorgemacht?"

Ich nicke.

„Aber wenn man das nicht tut, was ist an einem dran?" fragt er naiv.

„Nicht viel wahrscheinlich. Das Wenige muß eben genügen."

Er seufzt. „Sie ist zu gescheit, mein Lieber! Zu gescheit auch für Sie."

„Das soll sie mir ausweisen."

Er tut wieder einen langen Zug, ich glaube, er kam jetzt zum dreizehnten Maße. „Das hat sie mir gelassen, die Bas." Er meint den Maßkrug. „So gescheit wär' sie auch nicht gewesen! Freundchen, ein Unglück ist's, daß die Weiber heut so unmäßig gescheit sind!"

Und nun seien Sie wirlich gescheit, Liebste! heiraten Sie mich! Ich garantiere Ihnen, daß ich Sie glücklich mache. Wir lachen noch mal über den enigmatischen Mann. Das Lachen wäre wirklich gescheit, das einzig Gescheite!

Zuckt's Ihnen um die Lippen schon ein klein wenig? Ich weiß wohl, Sie haben viel geweint, das war recht dumm. Seien Sie einmal in Ihrem Leben mit der Tat gescheit, das gescheiteste Frauchen, das ich überhaupt kenne, und nehmen Sie

Ihren ganz getreuen und allerverschwiegenst ergebenen

Vinzenz Freier.

Geehrte Frau!

Ich kenne den enigmatischen Mann, ich kannte ihn schon als jungen Burschen. Er wohnte bei mir in Leopoldsau und blieb mir die Miete schuldig. Nachher hab' ich ihn doch noch ins Geschäft nehmen, hab' ihm sogar meine Nichte geben wollen, da ist er mir ausgekniffen, hat dem Mädchen seine goldenen Ohrgehänge noch mitgenommen. Die Else hatte sich vorgesehn, sonst hätte er ihr was anderes dagelassen. Auf die Weiber hat er sich allzeit verstanden, die haben ihm dann bei seinen verschiedenen Lumpereien ausgeholfen. Kam er nicht hinterher mit einem Lederkoffer und in Lackgamaschen? Die Miete hat er nicht gezahlt. Hernach hat er eine reiche alte Frau erwischt, und die hat ihm den Gefallen getan, im ersten Jahr wieder abzukratzen, ehe er ihr Stänkereien machen konnte. Seither ist er Rentier. Die Miete hat er immer noch nicht gezahlt, den Fiskus hat er um seine Erbschaftssteuer

defraudieren wollen, und ich höre jetzt, daß er wohlhabend und verheiratet ist. Der dachte nie an was andres, darauf können Sie Gift nehmen, und wenn's irgendwo brennte, riskiert er seine neuen Hosen nicht! Das sagt Ihnen ein Mann, der sich in der Welt umgetan und viele Schuldner gekannt hat. Denn wie einer sich zu seinen Schulden benimmt, danach können Sie totsicher gehn! Der ist ein Madiger!

Ihr Aloys Wichelhuber
Hauswirt und Schlächtermeister.

Nebensächliches zur Sache von Leopold Elimar, Herzog und Fürsten zu N.

Gnädige Frau,

ich habe über Ihren Fall des enigmatischen Manns nachgedacht und möchte mir folgende Randglossen zur Hauptfrage gestatten.

Ihr enigmatischer Mann war ein Bauernsohn, war kleiner Leute Kind. Er besaß deswegen Kultur der Nerven und des Geschmackes vielleicht, aber keine Bildung des Charakters und der Weltanschauung. Ich behaupte nämlich, daß die erstere sich sehr leicht erwirbt, so leicht etwa wie ein altes Palais oder ein edles Pferd sich kauft, die andre ist käuflich überhaupt nicht zu erlangen, stellt das Ergebnis sehr langsamer Inzucht und sorgfältigen Ausreifens dar, wie eben das Alter am Palais oder die Rasse des Pferdes.

Es gibt heutzutage eine große Anzahl heraufgekommener Leute, äußerlich durchaus Gentlemen, die nun auch in Handlung und Gebaren den Gentleman nachahmen wollen: Sie lieben, — behalten Sie wohl im Auge, daß der Bauer nicht liebt, er begehrt oder heiratet aus Nützlichkeitsgründen! — — sie lieben sogar Frauen unserer Kreise, geschonte Frauen, die an Ritterlichkeit gewöhnt, durch diese selbstverständliche und unbedingte Aufopferung des Stärkeren, furchtlos gemacht sind. Die Frau, die einem solchen scheinbaren Kavalier sich hingibt, befindet sich in ihrem vollen Recht, sie ist ehrlich. Er nicht, er ist ein Schurke und ein Schwindler.

Sie werden mir entgegenhalten, daß derartige Unterschiede im Charakter nicht in der Geburt liegen. Ich kannte einen Bedienten, der für eine Freundin von mir, eine Prinzessin, einen Meineid schwur. Der Mensch wurde unter Verdacht des Meineids festgenommen, er stand kurz vor dem Verhandlungstage, der den öffentlichen Skandal herbeigeführt hätte, als man ihn im Gefängnis erdrosselt vorfand. Er hatte sich das Handtuch um den Hals gelegt, es mit ausgestreckten Armen liegend gehalten, bis er tot war. Dieser Lakai ist als ein vollkommener Edelmann gestorben. Seine Geliebte liebte einen Fürsten.

Ein ganz unverbildeter Mensch ist ähnlicher Größe eher fähig, als der gebildete Kleinbürger, der dem Kavalier gleichgeachtete Stutzer gewisser Bohêmesalons und Held der Cafés und Literatenkneipen. Dieser verliert seine Leidenschaften ohne dafür Grundsätze einzutauschen, er nimmt Politur an, und das Holz darunter, weil es nicht genügend trocken und hart war, fault und zermürbt sich. Die Künste tun alles, um den Sinnen zu schmeicheln, nichts um den Charakter zu befestigen, im Gegenteil schmeichelt eine scheinbare Unordnung und edle Freiheit im Sinnlichen der Lüderlichkeit und Haltlosigkeit der Wurzellockeren. Diese schnell in Kraut geschossenen Reiser sind die echten Heimatlosen und Wurzellockern, die **Bastarde der Zivilisation.**

Ein Mann vom Stande vergißt nicht die Rücksicht, die er neben sich selbst, eben diesem Stande schuldet. Jene Leute haben keinen Stand. Sie sind wie die Schauspieler, in jedem geduldet — leider! aber keinem zugehörig. Friedrich der Große war der Ansicht, daß nur Adelige Offiziere sein sollten, weil bei Feigheit oder Felonie der Edelmann in seiner Kaste keinen Rückhalt findet. Vorgänge des öffentlichen Lebens in den letzten Jahren haben bewiesen, wie recht er hatte! Eine vornehme Dame, die sich der Ritterlichkeit und Zuverlässigkeit eines Stellensuchers und Mitgiftjägers anvertraut, wird immer ein Opfer sein. Der Mann fühlt, daß von ihm mehr verlangt wird, als er geben kann, er lügt zuerst, flieht und

verrät dann. Um einen Charakter zu behaupten, den er nicht hat, wird er zum Schauspieler, zum Schwindler und zum Schuft. Er fühlt seine Gesunkenheit und sein Sinken nicht einmal, weil er an der Stelle, wo ihn die Anbetung der Geliebten hinstellt, eben nie gestanden hat.

In dem Umstand liegt seine Entschuldigung. Die Frauen sind geborene Heldenverehrerinnen, sie sollten sich bewußt bleiben, daß zum Helden und zum Herrn etwas mehr gehört als „Ein Hauch warmen Atems, ein wenig weiches Gezottel an der Tatze". Sie verwechseln fortwährend Roheit mit Kraft, wie es ihr Herr und Meister Nietzsche tat. Und das ist ihre Decadence.

Die der Männer ist Eitelkeit für Pflichtbewußtsein und Ichsucht für Selbstabgabe zu setzen. Ihre Decadence ist die verhängnisvollere und unheilbare.

Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß die sehr beschränkte Anzahl oder Kaste, die solange den Ehrenschild des Rittertums trugen, die niemals Knechte waren und den Schneider nicht brauchen, um auf geraden Beinen zu stehn, auch heute noch den Begriff am besten verkörpern. Blut ist dicker als Taufwasser, als Tinte und rote Farbe. Es ist edler Saft nicht bloß im übertragenen Sinn; die es weiterzugeben haben, sollten die Qualität und sich selbst sauber halten.

Ich begrüße Sie, gnädige Frau, als Ihr respektvoll ergebener

Leopold Elimar
Herzog und Fürst zu N.

Verehrteste!

Ich bin entzückt in Ihnen, sehr geschätzte Frau, eine Gesinnungsgenossin und Mitkämpferin zu finden! Sie greifen in Ihrem Charakterbild des enigmatischen Mannes den modernen Mann an, Sie werfen ihm Unentschlossenheit, Eitelkeit und Unzuverlässigkeit vor, ich schließe mich diesem Vorwurf voll an, ich unterschreibe Ihre Kennzeichnung, auf das ganze Geschlecht erweitert, mit Ueberzeugung. Ich verachte den enigmatischen Mann, ich bekämpfe ihn und will ihn vernichten.

Zu diesem Zweck suche ich seit Jahren einen besonders augenfälligen, weltbekannten Fall, um seine Unzulänglichkeit und Gemeingefährlichkeit der modernen Menschheit — leider können wir „Menschen" heute nur solche weiblichen Geschlechts nennen — dem großen, wenn möglich internationalen Publikum — ich bin Vorsitzende des Frauenweltbunds und Delegierte zur Friedenskonferenz — darzulegen. Ich habe den Fall des Doktor Faust, einen ihrem enigmatischen Mann analogen, gefunden.

Faust hatte die Verpflichtung, Gretchen zu heiraten, das ist klar. Ein anständiger Mann, der sich einem Frauenzimmer ohne ehrliche und ehrbare Absichten nähert, ist in meinen Augen und in denen des aufgeklärten Teils aller Nationen — auch die Gesetzgebung in England und Amerika beginnt diesen Grundsatz aufzunehmen — ein Schuft. Er verdiente ausgepeitscht, eingesperrt und gehängt zu werden.

Faust benimmt sich schlechterdings hängenswürdig. Das Unwürdigste — hier tritt die Mitschuld des Dichters Johann Wolfgang Goethes, ja Goethe! zutage — ist Gretchens Benehmen gegen diesen Abschaum von Roheit und Laster gegen ihren Verderber! Sie wünscht ihn in den Himmel aufgenommen zu sehn, sie betet für ihn. Nun, wir hoffen, daß Gott, die höchste Vernunft, eine aufgeklärte Gerechtigkeit, — von der dieser Dichter und Rechtsgelehrte augenscheinlich noch nichts ahnte — die Fürbitterin und das abscheuliche Objekt ihrer Bitte auf den rechten Standpunkt gewiesen hat!

Ich behaupte kühn, daß Mephistos sittliche Persönlichkeit, Mephisto als Liebhaber, als Ehemann und Vater, dem Faust vorzuziehen ist. Mephisto lügt nicht, er gibt sich wie er ist, er nützt die Gutgläubigkeit und Vertrauensseligkeit einer Geliebten nicht aus. Hätte er diese gewundne, vieldeutige und verwirrende Erklärung über seinen Glauben abgegeben?

Gretchen wittert in Fausts Begleiter sofort den Zyniker, den Frechen, sie ist gewarnt, sie wird vorsichtig, die Linie ihres Verhaltens liegt klar gezeichnet vor ihr. Faust ist der Wolf im Schafskleid, der Heuchler mit Zärtlichkeiten und Geschenken, er ist der enigmatische Mann, ist sein Vorbild und sein Urbild.

Was sagen Sie zu diesem Mann, der rührend über Osterglocken und Mondschein philosophiert, sein Mädchen in ihrer schwersten Stunde mittellos und von Gefahren gehetzt allein läßt? Bereut er den Mord Valentins, derselbe Mann, der den gekräuselten Sand zu ihren Füßen liebkost, der scheidenden Sonne Erhabenheiten nachruft und das Heimweh des Kranichs deutet? Er ist verliebt, so lange ist er zärtlich, verpufft Sonne, Mond und Sterne vor der Liebsten als Feuerwerk, — notabene die billigsten Geschenke, für die er nicht einmal ehrenhaft zahlt! Er hört auf, verliebt zu sein, begibt sich auf Reisen, fährt durch die Lüfte, philosophiert über den Fall seines Mädchens, erwacht am Anfang des zweiten Teils entschieden erquickt vollkommen ohne Gedächtnis. Die Apotheose ist eine Lächerlichkeit, dichterische Abrundung. „Heinrich mir graut vor Dir!“ hätte das Letzte, das Echte, bleiben sollen.

Der Dichter fühlte, daß ein klaffender Riß offen blieb, er stellt sich auf das billige christliche Verzeihn. Faust ist der vollkommene Selbstsüchtige, er nimmt auch die Verzeihung noch an.

Den Don Juan holt wenigstens der Teufel zum Schluß, mein und Ihr Enigmatischer windet sich in den Himmel. Nun, den Himmel haben auch die Männer erfunden!

Ich hoffe aufrichtig, verehrte Frau, daß Sie und ich das Ziel hier auf Erden in vollständiger Aufklärung und Auflehnung der Frau sehen. Erklärt der Mann sich bereit, und ist er tatsächlich imstande für den Alleinbesitz einer Frau, ihren Unterhalt und den ihrer Kinder reichlich und bar zu bezahlen, so mag er weiter als Bewerber auftreten. Jedes Ansinnen unter diesem hat das Mädchen von Verstand und Tatkraft einfach abzulehnen. Es bedeutet von seiner Seite Zechprellerei, er will essen, ohne zu bezahlen.

Sie werden mit mir darin einer Ueberzeugung sein, daß diese schmutzige Gier sich nie auf der andern Seite findet. Die Frau ist immer getäuscht, sie will lieben, will geliebt werden und wird nur begehrt und ausgenutzt. Hier hilft bloß, daß sie sich immer mehr ihres Wertes als menschliche Persönlichkeit bewußt wird und ihre Leistungen erhöht.

Eine Präsidentin der Amerikanischen Republik oder erste Vorsitzende des Internationalen Schiedsgerichts läßt man nicht sitzen wie ein Dienstmädchen. Sie würde viel zuviel Lärm daraus schlagen.

Ich unterzeichne, gnädige Frau, indem ich mit Ihnen diese bessere und glorreiche Zukunft sehr bald herbeiwünsche. Eingelegt ist eine Broschüre: Mirandus, über die Erziehung eines Knaben, enthaltend Ratschläge an seine Mutter. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß der Inhalt Ihr Nachdenken wecken und festhalten wird.

Lucy Aurelia Pattieson

usw.

Eingesandt und Schlußwort des Studenten der Philosophie August Stieglitz.

Verehrte Gnädige,

Ihr enigmatischer Mann war ein Schauspieler ohne Publikum oder ein ungedruckter Dichter.

In früheren Zeiten betrieben nämlich die Dichter bürgerliche Berufe und schrieben infolgedessen manchmal vernünftige Bücher. Heutzutage dichten die Unberufenen anstatt Schuhe zu flicken, Bürsten zu binden, Düten zu kleben etwa.

Ihr enigmatischer Mann zum Beispiel wäre ein vortrefflicher Bürstenbinder. Die Base sollte einfach sein Vermögen, wie sie ja leicht bewerkstelligen kann, an sich bringen

und ihm häusliche Arbeit auftragen zum Entgelt für seinen Unterhalt. Ich rate ihr das sehr ernstlich. — Sie ist eine famose Frau und gefällt mir sehr.

Sie haben das Unrecht begangen, ihn ernst zu nehmen. Würden Sie ihn statt all seiner Bruchstücke gezwungen haben, eine einzige Statue fertig zu machen, hätten Sie gleich gesehn, daß er nichts konnte, höchstens Kitsch, und als Stukkateur brauchbar gewesen wäre. Der Mann ohne Geld, der sich nicht erhalten könnte, hätte sich Ihnen sofort in seiner ganzen Unbekleidetheit enthüllt. Im Besitz einigen Vermögens konnte er die Kultur kaufen und sich damit drapieren.

Das glaube ich schon, daß der Corot der Vase jetzt im Wege ist! Kaufen Sie ihm doch den noch ab, und vergeben Sie ihm! Er ist der Unversöhnlichkeit nicht wert. Er ist putzig. Jetzt, wo er fett geworden ist, schadet er auch nicht mehr. Schon Cäsar stellte dies Axiom auf. Ein fetter Mann, der von seiner Lebensschuld spricht, erregt Lächeln. Der Teufel muß hager sein und eine rote Kappe tragen. Selbst der Leibhaftige im runden Hut wirkt nicht.

Die Wirkung war's doch! Die Wirkung ist das Angenehme, das Kitzelnde. Er war von äußerster Schlauheit, sich einen Effekt auf sieben Jahre aufzusparen. Alle Achtung! Denken Sie sich einen Roman oder ein Schauspiel, das Sie nur sieben Tage, sieben Stunden im Bann hielte! Sie haben geschlemmt, Verehrte! Sie haben genossen.

Er ist ein armer Ausgespielter, ist müd und satt. Verstatten Sie ihm die Ehren des Krieges, er hat sein Bravstes getan.

Don Juan zum Schluß hat mir viel Spaß gemacht. Es war ein Geniecoup. Der Mann hat Stilgefühl. Vielleicht veröffentlicht er auch noch mal seine Seite des Falls: die durchsichtige Frau, oder das entzifferte Rätsel.

Ich subskribiere.

Ihr ergebenster
Stieglitz.

Ich begreife den enigmatischen Mann sehr gut. Er war einfach müde. Können Sie mir nicht die Adresse einer Vase geben?

Anonymus.

Aufrichtig wäre ich Ihnen verbunden für Mitteilung des wirklichen Namens und Wohnorts des Herrn: Nebensächliches zur Sache, Leopold Elimar usw.

Églantine. Unter: Excelsior.

Anhang.

Mirandus, über die Erziehung eines Knaben. Ein Bruchstück.

— — — Auf Deine ebenso liebevolle wie dringliche Anfrage: Nein! Ich bin durchaus dagegen, daß Mirandus über die geschlechtlichen Vorgänge Aufklärung erhält. Auch nicht in der etwa in Aussicht genommenen Form naturwissenschaftlicher Belehrung. Die Wissenschaft ist zu trocken, zu nüchtern, ihren Ausdrücken fehlt das Polierte, der Salon. Allzuleicht würde durch kaltherzige Deutlichkeit der Flaum von seiner Seele gestreift, jener rosenfarbne Schleier zerrissen, der seinen Blick entzückend unbestimmt und nach innen gekehrt macht. Gibt es für die denkende, für die erfahrene Frau Lieblicheres, als das Erröten

eines Knaben, die holde Scheu, die seine langen, seidnen Wimpern die Erde suchen, seine Lippen sich zusammenpressen und schwellen läßt?

Gönne Ferdinande das freundliche Geschäft in diesen sammetnen Tiefen, Lichter zu entzünden, jenen blassen Rosen Glut und Duft einzuhauchen! Ich weiß, daß meine Tochter meine Ansichten in Bezug auf die Gefahr einer vorzeitigen Belehrung des Mirandus teilt. Laß ihn unbelehrt, arglos, unschuldig und harrend! Unsre Ferdinande denkt gern an ihren bräutlichen Knaben so. Der Gedanke ruht sie aus, mitten im rastlosen Erforschen der Naturgeheimnisse, zwischen Kämpfen und Ränken, auf der stürmischen, verwegnen Jagd nach Ruhm und Gold. Sie spricht von einem einsamen, grünbewachsenen Werder, einem Landhaus dort und Honigmondwochen mit dem schwarzlockigen Geliebten.

Gebrauche für die Locken des Mirandus Birkenwasser, es macht die Haare spröde und zugleich glänzend. Rötlicher Kastanienschimmer ist die Mode heut, was die eleganten Damen am meisten an Knabenbräuten begehren. Man kleidet auch die Jünglinge nicht mehr als Schiffer oder als Soldaten, die griechische Tracht wird zur Zeit vom erlesensten Geschmack bevorzugt. Sehr gefällt zur Sandale die riemenumschnürte Wade bis in halbe Kniehöhe. Bloße Kniee. Bräunliche Haut ist beliebt, doch sträubt sich der feinere Chick selbst heute gegen den Schatten von Behaarung.

Ich gebe Dir diese nützlichen Winke, damit wir den Geschmack Ferdinandens nicht verfehlen, daß keine unästhetischen Aeußerlichkeiten dereinst das volle seelische Glück unserer Kinder stören.

Laß Mirandus nicht zuviel mit Knaben seines eignen Alters verkehren! Sie sind wild und haben leicht schon unsittsame Gedanken. Sein bester Umgang, der ihm von der Natur zugewiesen ist, sind seine jüngeren Brüder. Er lernt in ihnen Kinder lieben, lernt das kindliche Gemüt verstehn und in seiner Entwicklung unterstützen, was sein künftiger Beruf sein wird. Denn wiederholen wir es uns noch einmal, Emiliane, die Stätte des verheirateten Knaben ist das Haus! Da nur entfaltet er seine schönsten Eigenschaften, kann Geduld, Nachgiebigkeit, Sanftmut zeigen.

Religiosität bei Mirandus wäre Ferdinande angenehm. Es gibt ihm einen kleinen Reiz vom Archaismus, sagt diese Feinschmeckerin. Laß ihn die Werke unserer klassischen Dichter lesen, mit Auswahl natürlich, seiner Jugend und Unschuld angemessen, — die Universität Sedinia bereitet für diesen Zweck gerade eine hübsche Zusammenstellung zeitig genug als Weihnachtsgeschenk vor. Daß er sich in der Musik übe und in der Handgeschicklichkeit! Harfenspiel wird jetzt fast höher eingeschätzt als Kunstfertigkeit auf dem Pianoforte. Ferdinande liebt auch das Harmonium —

Dieses kühne und leidenschaftliche Temperament braucht die satten Farben, braucht Ruhe, eine gewisse Ausdruckslosigkeit sogar.

Du weißt, sie war ein toller Hitzkopf, meine bewunderte Tochter! Ihre Affären mit Olga und Barbarina, mit dem blonden Gatten der Eugenie, haben einigen Staub aufgewirbelt. Ich versichere Dich, daß sie jetzt ein ruhiges, geordnetes und arbeitsames Leben führt. Sie sagt mir oft, daß sie sich für Mirandus und für häusliches Glück reif fühlt.

Ihre gesammelte Erfahrung wird sie desto besser befähigen, das einmal errungene Glück zu verteidigen. Du hast keine Idee wie seit den großen Tagen der ersten Emanzipation Begierden und Gedanken dieser starken und blutvollen Mädchen schweifen! Man hat in Clausonien feierlich die Gottheit abgesetzt und die Zweckmäßigkeit dafür auf den Thron erhoben. Unsre Aninia war die Verkörperung des göttlichen Endzwecks. Die noch gründlicheren Amazonen von Bellin haben eine Knabenschule überfallen und sich bräutliche Jünglinge nach antikem Muster buchstäblich geraubt. Das sind Ausartungen, die man verzeihen muß, weil es sich um überschäumende, mit beinah schrankenloser Freiheit begabte Jugend handelt.

Gerade in den besseren und besten alten Familien denkt man staatserhaltend. Ferdinande will die Ehe und verteidigt das Prinzip der gesetzmäßigen und einmaligen

Heirat. Sie verwirft sogar die Scheidung. Im Fall einer Untreue seinerseits würde sie vorziehen, Mirandus zu töten, erklärte mir die Feurige neulich.

Laß Mirandus über die Dinge, die kommen sollen, unbegrenzt träumen! Gib ihm zum Träumen ausreichende Zeit! Ferdinande würde nicht gefallen, wenn er vom Bücherlesen trübe und kurzsichtige Augen oder von Handarbeiten harte und brüchige Fingernägel hätte. Doch laß ihn nicht zuviel aller Aufsicht entrückt träumen! Du begreifst mich. — Auch seine Einbildung soll rein bleiben, von nebelhaften und holden Bildern belebt, die es Ferdinande mit Schönheit und Reichtum leicht wird, in noch holdere und wundervolle Wirklichkeit umzusetzen. Die kleinen Verse, die ihr Knabe an sie gerichtet hat, gefielen ihr sehr. Sie sprechen Gefühl und Reinheit aus, die zwei Dinge, die sie erwartet, die der Erwählte in ihre tätige und bewegte Existenz bringen soll.

Es ist reizend, sie kleine Geschenke für Mirandus auswählen zu sehen. Viel Blumen, Süßigkeiten, ein Buch oder einen buntfarbigen Seidengurt, eine neue Form der Schulterspangen! Sie möchte ihm auch Armringe und ein Halsband schenken. Die Mode kommt jetzt auf, auch parfümieren sich die jungen Leute mit weißen Veilchen. Das Pikante ist dabei, daß man den Duft der weißen Veilchen sehr genau von dem der blauen, vulgären, viel stärker duftenden Blumen unterscheidet.

Aus Deutschland versucht man die Mode kleiner Bärte und sogenannter Schnurrbärte wieder einzuführen. Ferdinande trägt mir ausdrücklich auf, daß sie davon für Mirandus nichts wissen will. Sie liebt ihn bartlos und wäre imstande ihn aufzugeben, wenn sie seine Oberlippe verunziert vorfände.

Die Geschichte lernt er besser nur in Einzelerzählungen.

Seitdem sie der Erzählung wert ist, hat sein Geschlecht wenig oder nichts darin zu schaffen gehabt. Sie wird ihn Bescheidenheit, Selbstbeschränkung und Bewunderung unserer Heroinen lehren. Eines Tages kann er die Geschichte ihrer Heldinnen seiner Tochter erzählen.

Hüte ihn vor allem, was die Sinnlichkeit anregt! Er soll mäßig essen, keinen Alkohol trinken und hart, bloß leicht zugedeckt schlafen. Sein Tagewerk beginne früh des Morgens und fange mit eingehender Körperpflege an! — Daß er sich nicht in seinen eignen Körper verliebt! Auch solche Liebe birgt Gefahren. Möge er den hübschen und unschuldigen Dingen Wohlgefallen abgewinnen, dem Gesang der Vögel, den Blumen, wechselnden Farbenspielen am Himmel und im Wasser! Laß ihn beten, wenn ihn sein Herz dazu drängt! Ferdinande liebt eine kindliche Zutraulichkeit, die sich später ohne weiteres auf sie, die Gattin, übertragen wird!

Er soll edel, sinnig und rein sein. Nicht dumm, nur ungelehrt, unverbildet und uneingebildet. Ohne Begierde. Sie entstellt und verzerrt. Ferdinande fordert nicht ganz einen Engel, aber ein Wesen, das duftiger sei als nur aus Erde Geformtes, gütiger als der einseitig ausgebildete Verstand zu sein vermag, begierdeloser als eine Frau und ohne alle lächerlichen und übertriebnen Fehler des Mannes.

Ein wenig Bleichsucht würde ihn für sie nur reizvoller machen. Mirandus braucht nicht stürmisch, eher ausdauernd und widerstandsfähig zu sein. Ferdinande hat darüber eigne Ansichten —

Das Schriftstück bricht ab.

Ende.

Der weiße Schlaf.

Sieben Gedichte.

Von Max Dauthendey, Würzburg.

Es kauern die Wolken mit zottigen Fellen
Wie mächtige Hunde zu müde zum Bellen.
Als ging ein Schlaf den Berg entlang
Am hellen Tag mit plumpem Gang
Hängen die Wolken wie ein Atem ohn' Ende.
Als tasten dort Finger an unendliche Wände.
Die Wolken, sie lassen die Welt nie los,
Sie begleiten Dich bis in der Erde Schoß.
Zu Wolken werden all Deine Gedanken,
Die glühenden und die sehnenden schwanken.

Der Nachtwind, mit der Luft zu klagen,
Muß Gewimmer durch die Gassen tragen,
Und muß mit Sprüngen zwischen die Sterne jagen.
Er singt von Dingen, die verlassen und tot,
Von allem was draußen erfror,
Und heult Dir in's Ohr,
Was hinter den letzten Bergen Dir droht.
Und er singt Deiner Sehnsucht, die zaudert,
Ein Lied aus Luft, daß sie schaudert.

Es schmolz die Schneehaut über Nacht,
Die lockere Erde liegt da aufgetaut
Wie Einer, der von einem Alp erwacht.

Es schreit ein junger Hahn weit hinterm Berg,
Er glaubt an einen Frühlingswahn,
Sein Wahn der kräht als Riese aus dem Zwerg.

Und doch steht noch der Winter hinter jeder Wiese,
Mäht auch der Tauwind, der da draußen weht,
All der Eisblumen jähe Pracht an jeder Fensterscheibe,

Sie wuchern morgen ungesät,
Sie kommen wieder über Nacht
Wie Liebeszweifel einem Mann zu dem geliebten Weibe.

Ein fahriger Winterwind johlt durch die Frühe,
Und die Berge sind wie eingeäschert vom Schnee,
Das Tageslicht wird vom Gestöber blind.
So wie das Wintertreiben voll Weh und Mühe
Seh ich verzweifelte Verliebte große Bogen
Ohne Wille um ihre Einsamkeit beschreiben,
Um die Froststill, aus der Blüt' und Pflanzen fortgezogen.
Und die Einsamen müssen wie der stockende Fluß aus Eis
Am Ufer stehen bleiben, und ihre Gedanken tanzen
Mit allen Schneeflocken sinnlos im Kreis.

Ich hörte eine Stimme groß anschwellen,
Ich hörte Wellen rauschen und lag wach,
Das Flußeis brach in dieser Nacht,
Die Südluft löst es mit Gekrach.
Lebendig tat der Fluß aufschnellen,
Und flog vorbei an allen Uferstellen;
Ich mußt' ihn tief im Schlaf belauschen,
Frei lief das Wasser wieder seinem Herzen nach, —
Wie gern möcht' da manch Blut mit Wasser tauschen.

Umwinterte Berge wie breite Särge;
Eine weiße beschneite Straße
Mit Frost auf glattem Geleise;
Aus mattem Nachmittaglicht
Sticht des Mondes vergilbtes Gesicht.
Wie von Spiegel zu Spiegel im Glase
Unendlich geht die Straße ins Weite,
Fern noch der Sehnsucht verständlich;
Gern gibt ihr Dein Aug das Geleite.

Jetzt sitzt der weiße Schlaf vor allen Wintertüren,
Die Fenster sind gleich blassen Eierschalen,
Dahinter leben Straßen voll Gespenster.

Man kann die Welt nicht sehen und nur spüren,
Wie Blinde ahnt man nur noch das Geschehen!
Alleingelassen bei Erinnerungen,

Die bei den Ofenflammen warm sich rühren
Lebhaft mit roten und mit blauen Zungen, —
Und noch die Asche hat nicht ausgesungen.

Brief an Martin.

Verehrliche Redaktion!

In Nr. 22 des „Morgen“ führt der Herr Regierungsrat Martin in einem Artikel „Die Finanzen des Reiches und der Einzelstaaten“ den Beweis, wie leicht es dem berühmten Steueroptimisten Zahn geworden ist, die öffentliche Meinung zu dupieren. Herr Martin redet Herrn Zahn leichtgläubig nach, daß die steuerlichen Verhältnisse in Deutschland am glänzendsten auf der ganzen Erde sind, und er schwärmt, indem er eine Lenk-Luftballon-Utopie für eine Realität ausgibt, frei nach Zahn: „Es gibt keinen Zweifel darüber, daß auf dieser Erde kein Reich existiert, welches sich so gewaltiger Staatseinnahmen erfreut als Deutschland. Noch weniger aber gibt es ein Staatswesen, in dem die Steuereinnahmen so leicht und ohne Bedrückung durch Steuern aufgebracht werden als in Deutschland.“

Ich fühle mich nicht berufen, als Disziplinarrichter über Herrn Martin wegen groben Verstoßes gegen die Elemente der Finanzwissenschaft auf Ausschluß aus der Publizistik zu erkennen, aber ich möchte meiner Menschen- und Bürgerpflicht genügen und ihn wenigstens darauf aufmerksam machen, in welch vollendeter Ahnungslosigkeit er schreibt. Seine steuerlichen Kopfberechnungen, die zu jenem Ergebnis führen, sind absoluter Unsinn. Vielleicht hört Herr Martin einmal ein Kolleg über den Unterschied von Finanz- und Schutzzöllen. Dann würde er erkennen, daß die Belastung mit indirekten Abgaben in England (das keine Schutzzölle kennt) in den Staatseinnahmen voll zur Geltung kommt, in Deutschland aber, dem Schutzzoll-Paradies, die steuerlichen Einnahmen der Staatskassen nur einen kleinen Teil der wirklichen Belastung des Volkes darstellen, da der größere Teil der indirekten Abgaben an die Privatkapitalisten entrichtet wird. Außerdem besteuert England nur die höheren Einkommen und vor allem die Erbschaften, während Deutschland sein ganzes Steuerwesen auf die Heranziehung der Besitzlosen gründet. Solche Steuermethoden nicht drückend zu finden, das ist nur einem Regierungsrat erlaubt, der sehr vermögend ist.

Anfangs dieses Jahres haben die Conradschen Jahrbücher auf Grund der sorgfältigsten Berechnungen den Nachweis geführt, daß die indirekte steuerliche Belastung in Deutschland eine Höhe erreicht hat, die einer Konfiskation des Arbeitslohnes gleichkommt. Wenn Herr Martin diese Aufsätze liest, wird er vielleicht zu der Erkenntnis gelangen, daß Deutschland das Land der höchsten und für die Masse drückendsten Steuern ist, wie es denn auch von allen großen Industriestaaten das Land der niedrigsten Löhne und höchsten Konsummittelpreise ist.

Man sollte wahrhaftig nicht so mit dem Schicksal von 61 Millionen Menschen (einige Millionäre und Regierungsräte abgerechnet) stoßen.

Hochachtungsvoll

Kurt Eisner.

Notiz.

Herr Professor Werner Sombart veröffentlicht in der letzten „Zukunft“ einen Artikel, der von uns zurückgewiesen wurde, weil sich der Verfasser nicht zu entschließen vermochte, in seinem (dreizehn Seiten langen) Artikel ein Dutzend Zeilen, die nach unserer Auffassung mit der Wahrheit kollidierten, mehr den thatsächlichen Verhältnissen anzupassen. Herr Doktor Landsberger, gegen den sich die Stellen wandten, ist, wie auch der Angreifer wußte, zur Zeit verreist, wird aber sicher nicht verfehlen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit eine gründliche Klarstellung eintreten zu lassen.

Der Verlag. Die Redaktion.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 30; für den Börsenteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles Andere dieser Nummer: Karl Schnitzler; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Morgen-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei J. Rafael, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.